Georg Conrad Stockhausens
der Weltweisheit und beyder Rechte Doctors

Beyträge
zur
Rechtsgelahrtheit
Oekonomie Polizey
und
Cammerwissenschaft
wie auch zur
Naturgeschichte
besonders
von Hessen

Des ersten Bandes zweytes Stück

Il n'y a point de condition qu'on ne puisse rendre glorieuse, ou parceque l'on y fait, ou parceque l'on y souffre. *Reflexion de la Reine* CHRISTINE, *Cent.* X. *n.* 15.

Frankfurt am Mayn
in der Andreäischen Buchhandlung 1770.

Vorbericht.

Ich habe meine Ursachen gehabt, die Fortsetzung der Abhandlung von Gesetzen in diesem Stücke noch nicht zu liefern. Es wird dieses in der Folge geschehen, und um den Juristischen Artikel nicht Braache liegen zu lassen, habe ich die Erläuterung der beyden Gesetze aus dem Justinianeischen Codex eingerückt. Ich habe hierdurch einen Versuch gemacht, mehr Politik und Cameralwissenschaften bey Erklärung der Römischen Gesetze anzuwenden, als gemeiniglich zu geschehen pflegt. Bin ich dabey vielleicht zu weit in die

eigentliche Wissenschaft, Gesetze zu geben, und in verschiedene andere Felder gerathen; so hoffe ich doch, es wird dieses meinen Lesern nicht unangenehm seyn: und wenn ich dasjenige noch ausführe, was ich mir vorgenommen habe; so wird der ganze Discours vielleicht als eine politische Abhandlung, und die beyde Gesetze werden als die Gelegenheit dazu können betrachtet werden. Kann es nicht anders seyn, so mag man den Discours für eine Predigt halten, die beyden Gesetze werden alsdann der Text seyn.— Indessen wird auch dasjenige, was den Wortverstand derselben angehet, bey der Fortsetzung nicht vergessen werden. —

Weil man mich selbst in öffentlichen Blättern unrecht verstanden, und meinen Vorbericht zum ersten Stücke so ausgelegt hat, als wollte ich gar nichts schreiben, was der Urtheilsprecher oder Sachwalter brauchen könnte, und weil man sich verschiedentlich eingebildet hat, als ob ich blos das Haushaltungsrecht zum Vorwurf

wurf meiner Beyträge zu machen gedächte; so werde ich meine wahre Meynung auf keine Art besser erläutern können, als wenn ich mich bemühe, in der Folge solche Abhandlungen zu liefern, welche in einem genaueren Verhältnisse für den Rechtsgelehrten gehören. Ich werde mich also künftig mehr mit den eigentlichen bürgerlichen Rechten abgeben: und weil dasjenige allemal am besten geräth, was man mit Vergnügen thut; so werde ich mich vornehmlich auf Abhandlungen aus den Teutschen Rechten befleisigen.

Hoffentlich sollen mich auch weder Frost noch Hitze abhalten, in dem Staatsrechte unsers Vaterlandes zu arbeiten, und es wird blos von den äusserlichen Umständen abhangen, ob dergleichen Versuche mehr oder weniger selten seyn sollen. — Es ist gewiß, man hat nirgends mehr Behutsamkeit nöthig, als in dem Staatsrechte. Alles, was man in den Privatrechten schreibt, kann nicht leicht von so

vielen Folgen seyn, als die Schriften in dem Staatsrechte. Dahero hat man eine Ursache mehr, nur wenige Abhandlungen von dieser Art zu liefern. —

Bey dem allgemeinen Staatsrechte wagt man in verschiedener Absicht nicht so viel. Wenn ich dahero einmal Lusten bekomme, ungezwungen zu schreiben; so habe ich im Sinne, meine Meynung über einige Punkte des allgemeinen Staatsrechts zu sagen. Ich sehe aber voraus, daß es ohne Ketzereyen nicht abgehen wird. —

Uebrigens habe ich mich bemüht, dem Titel meiner Schriften ein Genüge zu leisten, und keine Rubrike vergeblich stehen zu lassen. Ich werde mich darauf in der Folge noch immer mehr befleisigen, und deswegen immer vielerley Abhandlungen, Nachrichten und Anmerkungen in einem Stücke vorbringen, denn ich glaube, daß die Mannigfaltigkeit einen grosen Vorzug einer periodischen Schrift ausmacht. —

Inhalt.

Erläuterung der LL. 15. et 16. C. de re militari. Seite 1 — 38

Nachricht von Färbematerialien aus dem Gewächsreiche, welche im Oberfürstenthume Hessen und der Obergrafschaft Catzenellnbogen theils wild wachsen, theils mit Fleis angebaut werden. Seite 39 — 50

Von der Lehrart in den Cameralwissenschaften. Seite 51 — 72

Beschreibung der figurirten Steine, Versteinerungen und Steinabdrücke, welche sich in der Obergrafschaft Catzenellnbogen finden. Seite 73 — 88

Nachricht von der Feldwirthschaft im Braunschweigischen, erste Fortsetzung. Seite 89 — 106

Anmer-

Inhalt.

Anmerkungen aus der Vieharzneykunst. Seite 107 — 109

Gedanken über den Getreydehandel. Seite 110 — 127

Verzeichnis ein und andern kleinen Erwerbes, für einzelne Personen, und kleine Familien, in Städten und auf dem Lande. Seite 128 — 152

Erläuterung

der

LEGVM 15. ET 16. CODICIS

DE

RE MILITARI.

Quibus rebus milites vacare debent.

15. IMP. LEO. A. ASPARI MAGISTRO MILITVM.

Milites, qui a republica armantur et aluntur, ſolis debent vtilitatibus publicis occupari: nec agrorum cultui, et cuſtodiae animalium, vel mercimoniorum quaeſtui, ſed propriae muniis inſudare militiae, nullum praeterea ex militibus poſthac praedictis obſequiis vacare magnitudo tua patiatur, ſed frequentes in numero ſuo eſſe iubeat: vt armorum quotidiano exercitio ad bella ſe praeparent. Quod ſi quis ex militaribus Iudicibus vllos militum tam diuinis quam re-

giis, vel priuatis domibus ac possessionibus, diuersisque aliis obsequiis contra edictum serenitatis nostrae crediderit deputandos; sciat se ab eo, qui contra vetitum fecerit, et ab eo, qui ausus accipere militem fuerit, per singulos milites singulas libras auri protinus exigendas. Dat. prid. Non. Iul. CP. LEONE A. CONS. 458.

Milites ciuilem curam non debent adsumere. BART.

16. IDEM A. DIOSCORO.

Militares viros ciuiles curas arripere prohibemus: aut si aliquam eiusmodi sollicitudinem forte susceperint, et militia statim, et priuilegiis omnibus denudari decernimus, formidantibus his motum nostrae serenitatis, qui temeritate saluberrimis institutis obuiam ire tentauerint.

* *
*

Uebersetzung des ersteren Gesetzes.

Die Kriegsleute, welche der Staat bewafnet und unterhält, müssen blos zum gemeinen Besten beschäftiget werden: und sie dürfen weder dem Ackerbau, noch der Viehzucht, oder dem Handelserwerbe, sondern sie müssen den Beschäftigungen des eigentlichen Kriegsstandes obliegen, ausserdiesem wollest du nicht zugeben, daß sich einer von denen Kriegsleuten mit untenbenannten Geschäften abgebe; sondern du wollest befehlen, daß sie sich fleisig bey ihren Regimentern einfinden, damit sie sich durch tägliche Waffenübungen zum Kriege geschickt machen. Und wenn sich jemand der Militarvorgesetzten sollte beykommen lassen, Kriegsleute bey den Gotteshäusern, oder Königlichen und Privathäusern und Besitzungen, und verschiedenen andern Frohnden, gegen Unser Verbot zu gebrauchen: so wisse hiermit, daß du sowohl von

demjenigen, welcher wider das Verbot gehandelt hat, als auch von demjenigen, welcher sich unterfangen wird, Kriegsleute auf dergleichen Art zu gebrauchen, für jeden Kriegsmann 1. Pfund Goldes fodersamst beyzutreiben habest.

Uebersetzung des anderen Gesetzes.

Wir verbieten den Kriegsbedienten, bürgerliche Geschäfte über sich zu nehmen: wenn sie aber dergleichen Besorgung sollten über sich genommen haben, so befehlen Wir, daß sie sowohl des Militarstandes sogleich entsetzt, als auch aller Privilegien beraubt werden, da diejenigen doch Unsern Eifer fürchten, welche sich unterfangen sollten, den heilsamsten Anordnungen freventlich entgegen zu handeln.

* * *

Es ist überhaupt schwer, von Römischen Gesetzen Teutsch zu schreiben, aber es ist noch schwerer, dieselbe genau und richtig zu übersetzen.

Ich will mich nicht mit den Schwierigkeiten, welche die Sprache an und für sich macht, rechtfertigen, es wird vorausgesetzt, daß man dieselbe nach allen ihren Perioden verstehe; denn man hat aus allen Zeitaltern Gesetze, die man erklären und übersetzen kann. Aber so mühsam es auch immer ist, sich mit einer Sprache, wie die Lateinische ist, nach ihrem ganzen Umfange bekannt zu machen, so ist es doch noch immer leichter, dieselbe zu verstehen, als zu übersetzen.

Die Römer haben eine Menge Sachen gehabt, die bey uns nie waren, und zu welchen wir folglich auch keine Wörter haben. Die Aemter und Bedienungen, die Titel, die Ehrenwörter u. s. f. haben sich von Zeit zu Zeit verändert und vermehrt, und niemand hat mehr mit diesen Dingen zu schaffen, als der Rechtsgelehrte, welcher jedem das Seinige geben soll,

sollten es auch blose Titel und Ehrenbezeigungen anlangen. —

Aber die Kenntnis der Römischen Aemter, Würden und Bedienungen ist noch aus weit wichtigeren Ursachen erfoderlich, als um des blosen Cerimoniels willen. Ich habe dieses nicht weiter auszuführen, ich will aber nur noch erinnern, daß man deswegen noch nicht richtig übersetzen kann, wenn man auch von der zu übersetzenden Sache die richtigsten Begriffe hegt. Es fragt sich, ob man auch Teutsche Wörter hat, welche die Sache deutlich ausdrucken?

Dieses schlägt öfters fehl, und man muß dahero in vielen Fällen ein Wort entweder ganz übergehen, oder man muß das Lateinische Wort ruhig stehen lassen, wenn man nicht eine unverständliche gezwungene Uebersetzung liefern will. —

Wenn dahero in dem L. 15. der Titel Magnitudo tua vorkommt, so würde es gar zu lustig geklungen haben, wenn ich übersetzt hätte: „Deine Gröse. —“ Ich wußte auch keinen andern Titel unterzuschieben, welcher schicklich gewesen

gewesen wäre, und womit ich dem Magister Militum nicht unrecht gethan hätte. Ich habe dahero dieses Wort in der Uebersetzung ganz ausgelassen, da es in dem Grundtexte nichts Wesentliches ausmachte.

Die Stelle „frequentes in numero suo esse iubeat“ habe ich Teutsch gegeben: „Du wollest befehlen, daß sie sich fleisig bey ihren Regimentern einfinden.“ Dieses ist um der Deutlichkeit willen geschehen. Der Sinn der Worte ist, nach meiner Einsicht, getroffen; und wenn gleich die Römer keine Regimenter hatten, so hatten sie doch ähnliche Abtheilungen bey ihrer Miliz, von denen ich in der Folge reden werde.

Am Ende des Gesetzes heißt es „sciat *se* ab eo. —“ Ich habe hier die Correktur des Dyonisius Gottfrieds angenommen, welcher, statt des Vorworts *se*, das Verbindungswort *et* setzet. Die Richtigkeit dieser Correktur fällt zu sehr in die Augen, als daß ich sie weitläuftig vertheidigen sollte. —

Zuletzt muß ich noch erinnern, daß ich mir kein Gewissen daraus machen werde, in der

Folge viele Lateinische Worte zu gebrauchen, und alles das Lateinisch zu sagen, was im Teutschen gezwungen klingen würde.

* * *

Zum Verstande der beyden Gesetze wird vor allen Dingen erfodert, daß man mit der Einrichtung und Verfassung des Römischen Militarwesens bekannt sey. Man muß aber dieselbe, sowohl wie sie zu den Zeiten der freyen Republik, als auch wie sie unter den Kaisern war, genau kennen. Ich will von beydem so viel sagen, als zu diesem Endzwecke nöthig ist.

Das Jus Militiä machte einen Theil des Römischen Bürgerrechts aus. Die Miliz bestunde bey ihnen theils aus Legionen, theils aus Hülfsvölkern, und zu den ersten konnte niemand gezählet werden, er mußte denn ein Römischer Bürger seyn.

Selbst unter diesen wurde noch eine Auswahl getroffen, und man erfoderte von ihnen, daß sie freygebohren, und in einer von den fünf Klassen des Census eingeschrieben wären, wenn sie zu den Legionen wollten gerechnet werden.

Man

Man nahm dahero keine Freygelassene, keine, die in gar keiner Classe des Census stunden, und folglich äusserst arm waren, keine Gauckler, unter die Legionen auf. Aus dergleichen Gesindel nahm man keine Kriegsleute, es wäre denn der alleräusserste Nothfall vorhanden gewesen.

Die Socii waren wieder eine andere Art von Kriegsleuten. Sie kamen von den Lateinern her; nachdem aber diese das Bürgerrecht erlangt hatten, wurden sie aus denen Provinzialen genommen.

Die Bürger leisteten den Soldateneid, und dienten alsdann so lange, bis sie entweder einen ehrlichen Abschied erlangten, oder, nach dem heut zu Tage gewöhnlichen Ausdruck, als Schelmen vom Regimente gejagt wurden. Die dritte Art des Abschiedes war diejenige, welche die Römer Manumissionem caussariam nennten. Es konnten mancherley Ursachen seyn, warum ein Bürger diese Art des Abschiedes bekam, welche gewissermasen das Mittel zwischen dem ehrlichen und unehrlichen Abschiede hielt.

Das

Das war die Einrichtung des Militarwesens zu den Zeiten der freyen Republik. Jeder Römischer Bürger war, nach unserer Art zu reden, die Heeresfolge schuldig. Er bekam keinen Sold, dafür hatte er die Vortheile des Römischen Bürgerrechts zu geniesen.

Aber unter den Kaisern haben die Sachen eine ganz andere Gestalt gewonnen. August erließ nicht nur den Römischen Bürgern, sondern auch den Lateinern und Italiänern, die Nothwendigkeit, Kriegsdienste zu thun. Er erfand den eigentlichen Soldatenstand, oder diejenige Art von Kriegsleuten, welche für einen gewissen Sold dienen, und errichtete dahero die meisten Legionen aus den Einwohnern der Provinzen, diejenige Mannschaft aber, welche der Stadtrichter nöthig hatte, und diejenige, welche zur Bewachung der Stadt erfodert wurden, bestunden mehrentheils aus Italiänern.

Caracalla ertheilte allen Einwohnern des ganzen Römischen Reichs das Römische Bürgerrecht. Vorhero wohnten hier und da in den Provinzen Personen, welche Römische Bürger waren, jetzo aber prangte, so zu sagen, alles,

was

was nur lebte, mit diesem Titel, und es wurde dahero jeder Römischer Unterthan ohne Unterschied unter die Legionen aufgenommen. Die Hülfsvölker nahm man von den Barbarischen Nationen her, da vorhero nur die Socii dazu gebraucht wurden. In der Folge kam es gar so weit, daß die Kaiser selbst ganze Legionen aus Barbaren errichteten.

Alle diese Leute dienten um Sold, und dieses ist, kurz zu sagen, die Verfassung des Römischen Militarwesens in den Zeiten, worin unsere beyde Gesetze gegeben sind. Dahero fängt der L. 15. an: „**Die Kriegsleute, (oder, wie man nunmehro sagen darf, die Soldaten) welche der Staat bewafnet und unterhält. —**"

Ihr Sold ist übrigens von den Zeiten des Kaisers Augusts an immer vermehrt worden, bis er sich endlich monatlich auf 4. Römische Gülden belief.

Anfänglich mußten sie sich ihre Kleidung selbst stellen, in der Folge aber bekamen sie, ausser ihrem Solde, auch Montur, von welcher die

die meisten Forscher der Alterthümer dafür halten, daß sie blau gewesen sey.

Die Römische Miliz war also nunmehro ständig, und diente für Sold. Ihre einzige Bestimmung war, das Reich zu vertheidigen, und demselben immer mehrere Völker und Provinzen zu unterwerfen. Sie hatten einen zureichenden Sold, und es blieben ihnen also keine Nahrungssorgen übrig. Wenn ein gemeiner Soldat 4. Römische Gülden bekam, so hatte er, wenn es gleich nicht mehr die alten Republikanischen, sondern die neueren modificirten Kaiserlichen Gülden waren, dennoch nach unserer Münze monatlich 20. Gülden, oder 4. Dukaten. Mich deuchtet immer, er hätte sich können begnügen lassen. —

Es ist nicht zu verwundern, daß die Kaiser für einen so starken Sold auch etwas foderten. Die Hauptabsicht bey der ständigen und besoldeten Miliz bestehet darin, daß man geübte und erfahrne Leute haben will. Man will eine Mannschaft haben, die auf jeden Wink ausrücken kann.

Bey dieser Gelegenheit lassen sich folgende Reflexionen machen. Die Staaten sind in den ersten Zeiten ihres Daseyns mehrentheils kriegerisch. Die Lebensart ist einfältig, man treibt wenige Gewerbe und Handwerke, die Künste und Wissenschaften gehören noch unter die unbekannten Dinge. Gemeiniglich ist es der Ackerbau, die Viehzucht, die Fischerey, oder ein ähnliches Gewerbe, welches die Einwohner eines Staats, der noch nicht lange gestanden hat, ernähret.

Ein solcher Staat hat noch keinen Handel, keine schönen Künste, welche die Einwohner gesellig und gelinde gemacht hätten. Es herrscht in ihrer Denkungsart durchgehends etwas Rauhes, ich möchte sagen etwas Wildes, jedoch kommt in diesem Stücke sehr vieles auf den Himmelsstrich und auf die Religion an.

Man kann sich nicht so bald in die Abwechslung des natürlichen und bürgerlichen Zustandes finden. Denn wenn schon derjenige natürliche Zustand, welchen die Philosophen vorbilden, sehr selten vor der Entstehung eines Staats hergehet, so ist doch der Krieg, durch welchen die

meisten

meisten Staaten entstehen, nicht anders, als ein natürlicher Zustand anzusehen. Dahero bleibt in einem neuentstandenen Staate lange Zeit eine kriegerische Gährung. —

Ist das Land klein, und des Volks viel, so wird dasselbe ohnedem nothwendiger Weise conquerant, und es athmet alsdann alles Krieg, was nur im Staate ist.

Es wird weiter keine Auswahl gehalten, es müßte denn das Bürgerrecht welche verursachen, alsdann aber muß dieses Recht so hoch gehalten werden, als bey den Römern. Ordentlicher Weise streitet alles, was gesunde und gerade Glieder hat, und sonst von den Nahrungsgeschäften abkommen kann.

Die Regierungsform hat auch einen grosen Einfluß auf die Art, den Krieg zu führen. Fallen Abwechselungen der Regierungsart vor, so leidet die Einrichtung des Kriegswesens mehrentheils auch wichtige Veränderungen.

Wenn ein Staat Republikanisch regiert wird, so bestehet seine Kriegsmacht in den Bürgern ohne

ohne Unterschied, jeder streitet für das Vaterland eben deswegen, weil er Bürger ist, und man hütet sich so gar, keine andere unter die Armeen aufzunehmen, als Bürger. Fängt dieser Staat an, Monarchisch zu werden, so wird gewiß, wenigstens eine Art von ständiger Miliz errichtet. Das Interesse des Stifters der Monarchie erfodert dieselbe, er besoldet sie, so bald er sich dazu im Stande siehet, vorhero aber müssen sie von der Beute leben, und Versprechungen müssen ihren Eifer im Dienst unterhalten. —

Alle diese Sätze erhellen aus der kurzen Geschichte des Römischen Militarwesens, welche ich im Vorhergehenden geliefert habe. In einem gewissen Verhältnis könnten sie auch aus der älteren Teutschen Geschichte erläutert werden, aber andere Staaten geben noch mehr Gelegenheit dazu. Ich würde dieselbe benutzen, wenn es zu meinem jetzigen Endzweck gehörte. —

Ich wollte von der Absicht, welche man bey Errichtung einer ständigen Miliz hat, reden. —

Wer eine Monarchie errichten will, bey dem erfodert es die Staatskunst, daß er nach einer

ständigen Miliz trachte, wenn er nehmlich seine Absichten gewaltsamer Weise ausführen muß. Alsdann schon, wenn nur die Monarchie uneingeschränkter gemacht werden soll, muß sich der Regent auf eine tapfere Armee verlassen können: wenn aber gar aus einem Demokratischen oder Aristokratischen Staate eine Monarchie gemacht werden soll, so bedarf der Usurpator, er mag die Regierungsart im Anfange so gelinde entwerfen, als er nur immer will, dem ohnerachtet einer zahlreichen Armee, einer Armee, die sich nach seinem Wink richtet. Sie muß gewissermassen aus lauter Verschwornen bestehen, denn sie soll wider ein Volk streiten, das für seine wirkliche oder eingebildete Freyheit ficht, und es gibt keine stärkere Triebfeder der Tapferkeit, als die Freyheit.

Der Usurpator wird wenige Bürger derjenigen Republik unter seiner Armee haben, welche er unter das Joch bringen will, wenigstens hat er gewiß keine von den wohlhabenden, reichen, oder mächtigen Bürgern.

Seine Armee wird aus dem Droß des Volks und aus Fremden bestehen, welche ihre Haut verkau-

verkaufen. Es werden mehrentheils Leute seyn, die wenig oder nichts zu verlieren haben, und die entweder der eigentliche Hunger, oder eine niedrige Begierde, Beute zu machen, zusammentreibt.

Der Usurpator regieret die Armee durch Versprechungen, und hauptsächlich durch die Furcht. Dahero ist diese Regierung Despotisch, denn die Tugend ist hier nicht nöthig, und die Ehre würde gefährlich seyn —, sagt Montesquieu von den Gesetzen, III. Buch 9. Capitel. —

Ein zusammengeloffenes Kriegsheer muß mit Strenge zusammengehalten werden. Hannibal verstund schon diesen Kunstgrif. Er strafete scharf, und ließ die Soldaten wacker exerciren.

Wenn die Strenge das Gewöhnliche ist, so ist alsdann eine unvermuthete Gelindigkeit öfters von der besten Wirkung. Sie rettet öfters den Feldherrn, wenn eine bisher unterdrückte Gährung unter der zusammengelaufenen Armee zum Ausbruch kommen will.

Cäsar wollte seine Soldaten nach Afrika haben, sie aber wollten nicht. Er gewann das

Heer, das sonst nur Strenge von ihm gewohnt war, durch Gelindigkeit und eine ausserordentliche Höflichkeit. Er nennte sie: Ihr Herren! „Ich habe nunmehro euer aller Begehren erfüllet, redete er sie an. Ist jemand der Lust, „von mir zu gehen, der gehe, wohin er will. „Will mir aber jemand freywillig nach Afrika „folgen, der thue es.“

Cäsar erhielt, was er wünschte, die Armee ging willig und tapfer mit ihm nach Afrika.

Eumenes gerieth mit seinem Heere in die verzweifeltesten Umstände. Er sahe kein anderes Mittel vor sich, sich zu retten. Er trat unter seine Soldaten, übergab sich ihrer Willkühr, daß sie mit ihm anfangen möchten, was sie wollten. — Die aufrührerischen Soldaten schämten sich, und Eumenes erhielt augenblicklich Liebe und Ehrfurcht. —

Von

Von den ächten und löblichen Absichten bey Errichtung einer ständigen und besoldeten Miliz.

* * *

Ich habe verschiedene Ursachen erzählt, welche in der Abwechselung der Staaten bestehen, und nothwendiger Weise Veränderungen in dem Kriegswesen nach sich ziehen.

Ich habe angegeben, in wie ferne die Politik eines Usurpators eine ständige Miliz erfodert, ich habe gezeigt, wie er dieselbe regiere und besolde.

Es gibt nicht nur der Ursachen, welche nothwendiger Weise Veränderungen in dem Kriegswesen nach sich ziehen, noch mehrere, als ich angegeben habe, sondern es ist auch nicht der Usurpator allein, welcher aus politischen Bewegungsgründen auf eine ständige und wohlexercirte Miliz sehen muß. — Der gute Regent hat noch weit mehrere und wichtigere Ursachen, eine ständige und besoldete Miliz zu errichten und zu unterhalten, er hat hierbey Absichten, welche eben so löblich sind, als er selbst und seine übrige

Regierung. — Ich will hiervon zuerst handeln, bey den schicklichen Gelegenheiten aber auch nicht vergessen, noch ein und andere nothwendige Ursachen anzuzeigen, welche entweder aus einem unordentlichen Kriegswesen ein ordentliches machen, oder von entgegengesetzter Wirkung sind. —

* * *

Ein Republikanischer Staat wird alsdann eine ständige Miliz errichten, wenn sich nicht nur seine Verfassung gänzlich gesetzt hat, sondern auch die Nahrungsgeschäfte von weiterem Umfange, und die Gewerbe ausgebreiteter geworden, die gute Künste aber in Aufnahme gekommen sind. Die Bürger werden unter diesen Umständen in mehrere Geschäfte verwickelt, und sie werden weichlicher.

Man stelle sich einen Kaufmann vor. — Er kann unmöglich auf jeden Wink zu Felde ziehen. Seine Handlung würde in der Zwischenzeit, worin er im Kriege ist, gänzlich in Verfall gerathen. Er, der dicke, wohlgefütterte Kaufmann, ist des Rechnens und Ueberschlagens gewohnt, aber wie possirlich sollte er im Gliede stehen,

stehen, wie sollte sein gemächlicher Körper die Ermüdungen des Krieges ausstehen, und woher soll ihm in seinem friedlichen Gewölbe Muth und Tapferkeit gekommen seyn? —

Man stelle sich einen Künstler vor. — Je sinnreicher seine Kunst ist, desto mehr beschäftiget sie ihn, ohne daß er dabey allemal mit der Hand arbeitet. Er ist der Ruhe gewohnt, seine Kunst bringt es mehrentheils mit sich, daß er zärtlich ist, er ist eigensinnig, ich sehe auch nicht ab, wo er eben die Tapferkeit sollte gelernt haben. — Lauter Umstände, die sich mit einem Krieger nicht reimen. —

Man nehme einen Gelehrten. — Man betrachte seine Beschäftigung. — Sein Körper leidet bey den zunehmenden Vollkommenheiten der Seele. Ein wahrer, nachdenkender Gelehrter, und ein dicker, starker, blühender Körper, widersprechen sich gewissermassen. Die Gelehrsamkeit ist mancherley und die Gelehrten sind eben so verschieden. Ihr Verhalten zum Krieger wird verschieden seyn, einer wird sich besser dazu schicken, als der andere. Ein Mann, der mit ernsthaften Wissenschaften, und mit der wahren

Weisheit zu thun hat, wird unerschrocken seyn. Man kann von niemand, mit mehrerem Rechte, einen gesetzten und standhaften Muth erwarten, als von ihm. Stimmten nur die Kräfte seines Körpers mit seiner Seele überein. — Aber man nehme einen von den schönen Geistern, wie sie unser Zeitalter hervorbringt. — Zur Noth besingt er den Krieg in Heldengedichten, aber er verlangt die Dinge gar nicht in Natura zu sehen. Was würde eine blutige Bataille für ein Contrast für ihn seyn, was würde seine zärtliche Seele dabey empfinden, was würde sie fühlen? — Kurz, es schickt sich selten einer zum Krieg, und selbst die mehresten kriegerischen Heldengedichte zeigen nur allzudeutlich, daß die Herrn Verfasser wenig oder gar nichts dabey gedacht haben. —

* * *

Wenn also Künste, Handel und Gelehrsamkeit in einem Staate in Aufnahme kommen, so werden dadurch unzählige Leute entweder dem Körper, oder der Seele nach, zum Kriege untauglich.

Es

Es entstehen weichliche, schwächliche, kranke Leute; es entstehen eigensinnige, mürrische, melancholische Köpfe; es entstehen schüchterne, verzagte, furchtsame Menschen.

Will man dahero bey diesen Umständen nichts desto weniger eine wehrhafte Mannschaft haben; so muß man aus dem ganzen Volke Leute heraussuchen, welche aus dem Krieg ihre einzige Beschäftigung machen, das ist, man muß eine ständige Miliz errichten. Dieser Leute ihr Hauptendzweck muß es wenigstens seyn, sich zum Kriege geschickt zu machen, wenn sie gleich, nach Befinden der Umstände, auch ein und andere Nebenbeschäftigungen treiben können.

Diese Miliz wird besoldet seyn, denn es läßt sich nicht wohl eine ständige Miliz denken, die nicht besoldet wäre. Der Sold kann übrigens mancherley seyn. Die Einrichtungen der Römer waren in diesem Stücke verschieden. Wie es zu den Zeiten, worin unsere beyden Gesetze gegeben sind, gewesen sey, habe ich oben erörtert. Ihr Sold bestunde blos in baarem Gelde. — Bey den Teutschen Völkern weiß man von einer Miliz, welche durch Lehne besoldet wurde. —

Heut zu Tag bekommen die Soldaten baares Geld, Naturalien, und man läßt ihnen noch verschiedene andere Vortheile zuwachsen. —

* * *

Vorausgesetzt, daß das System in dem Monarchischen Staate schon ruhig ist, oder, um mich noch näher auszudrucken, vorausgesetzt, daß die eigentliche Monarchie, oder doch die Monarchische Regierung, errichtet und dauerhaft unterstützt ist; so kann dennoch ein solcher Staat von verschiedenen Seiten betrachtet werden, und er kann sich in verschiedenen Umständen befinden.

Wenn er nicht aus einem andern Staate entstanden ist, der schon civilisirt war, so wird er anfangs eben sowohl aus rohen und wilden Bürgern bestehen, als ein Demokratischer oder Aristokratischer Staat in den ersten Zeiten seines Daseyns.

In diesen Umständen wird es also die nehmliche Bewandnis mit seiner Miliz haben, als mit der Miliz des Republikanischen Staats,

woven

wovon ich oben geredet habe. Die erfoderliche Armeen werden vermittelst der Heeresfolge zusammengebracht werden.

Eine gewisse Art einer ständigen und besoldeten Miliz wird allenfalls errichtet seyn, aber es wird sich dieselbe in einem solchen Zustande befinden, daß sie wenigstens den Nahmen einer ständigen Miliz nicht verdienet.

Die aus Lehnleuten bestehende Miliz des älteren Barbarischen Teutschlandes muß zwar als eine besoldete Miliz betrachtet werden; wenn man sie aber als eine ständige ansiehet, so macht sie, in Vergleichung mit unserer heutigen, eine schlechte Figur.

Man stelle sich eine Reihe alter, steifer, geharnischter Ritter vor, deren jeder eine gräßliche Lanze führet, und mit einer Einfassung von reisigen Knechten, das ist, von einigen leibeigenen Bauern, umgeben ist; und man denke sich daneben nur einige Glieder unserer regulirten Trouppen unterm Gewehr. —

Ich

Ich will nicht davon reden, daß eine solche Schaar alter Ritter gegen unsere heutige regulirte Miliz nichts ausrichten würde, denn dieses beruht auf der ungleich verbesserten und vielleicht auf dem höchsten Gipfel stehenden Kriegskunst: ich will nur erinnern, daß diese Lehnmiliz des älteren Teutschlandes überhaupt nicht einmal als eine wahre ständige Soldateske angesehen werden könne.

Wenn der Krieg, weswegen die Lehnleute hatten aufsitzen müssen, zu Ende war, so gingen dieselben mit samt ihren reisigen Knechten wieder nach Haus, und jeder baute seine väterliche Hufe. Höchstens waren es noch diese Lehnleute, welche auch in Friedenszeiten nach ihrer Art Kriegsübungen vornahmen, und in ihrer Rüstung mit den Lanzen umgehen lernten; aber die reisigen Knechte waren nun wieder die Fröhner ihrer Herren, sie verrichteten die Feld- und andere ähnliche Arbeiten, und sie hörten auf, kriegerische Beschäftigungen zu treiben. Gleichwol machten diese mehrentheils leibeigene Bauern den grösten Theil der damaligen Kriegsheere aus, und es ergibt sich dahero, daß diese aus Lehnleuten und reisigen Knechten bestehende, und dann allererst, wenn

wenn ein Krieg angefangen werden sollte, aufgestellte Heere, keineswegs als eine wohlexercirte Mannschaft haben betrachtet werden können.

Es ist wahr, es wurde, nach der damaligen einfältigen Art zu streiten, weit weniger zu einem geübten Soldaten erfodert, als heut zu Tage, wo man die Streitbarkeit eines Heeres nicht nach der Gröse der Lanzen, und der Menge der drohenden Prügel, sondern nach der Uebereinstimmung behender Handgriffe, nach der Regelmäsigkeit des Angrifs und der Vertheidigung, und nach einer Uebung, viel Feinde in wenigen Augenblicken zu tödten, beurtheilt, deren Möglichkeit jene alte Ritter würden geleugnet haben: aber es ist doch gewiß, daß man auch mit Lanzen und Prügeln besser streitet, wenn man geübt ist, als wenn man diese Waffen zuerst in die Hand bekommt. —

Ich will also nur bemerken, daß der Monarchische Staat, so lange er nicht in einem gewissen Grade civilisirt ist, keine wahre ständige Miliz unterhält. Es ist höchstens nur etwas Aehnliches vorhanden, das aber durchaus unvollkommen ist. Ich habe dieses mit dem Exempel der Lehn-

miliz

miliz des älteren Teutschlandes, und durch die Vergleichung derselben mit unserer heutigen regulirten Soldateske, bewiesen.

* * *

Wenn aber der Monarchische Staat civilisirt ist, wenn Künste, Handwerker, Handlung und Gelehrsamkeit in einem gewissen Aufnehmen sind; so wird alsdann eben so, wie im Republikanischen Staate, eine wahre ständige Miliz errichtet.

Doch kann dieselbe in verschiedenen Graden vollkommen seyn. Politik und Polizey gelangen in keinem Stücke gleich anfangs, sondern nur nach und nach, zur Vollkommenheit. Dahero geht es auch nicht anders, als stufenweise, daß die Einrichtung der Miliz vollkommen wird.

Man muß aber das ganze Kriegswesen überhaupt betrachten, wenn man von der Verbesserung der eigentlichen Miliz vollkommen richtig denken will. Alsdann zeigt sich erst recht deutlich, wie genau die Verbesserung des Kriegswesens mit dem Aufnehmen der Künste und Wissenschaf-

senschaften verbunden ist, und wie sehr jenes von diesen abhangt. Die Chymie erfand das Schiespulver, und sie hat dadurch eine gänzliche Umschmelzung des ganzen Kriegswesens verursachet. – Die reine Mathematik wurde zur Vertheidigung gegen diese gefährliche Materie angewendet, es entstunden daraus verschiedene Wissenschaften, und die ganze Art, zu bevestigen, Vestungen zu vertheidigen und anzugreifen, litte wichtige Veränderungen. —

Aus allem diesem ziehe ich den Satz: **Das Aufnehmen der Künste und Wissenschaften hat den grösten Einfluß auf die Einrichtung des Kriegswesens.**

* * *

Ich glaube, man kann das Wort: **Kriegskunst**, für einen Inbegrif alles desjenigen nehmen, was man zu wissen nöthig hat, um den Krieg in jedem Verhältnis vernünftig zu führen. Es ist also leicht zu erachten, in wie viele Zweige sich diese dem menschlichen Geschlechte zu gleicher Zeit nützliche und verderbliche Kunst ausbreiten müsse. Die Auswahl der Mannschaft,

schaft, ihre Abtheilung, ihre Kleidung, ihre Waffen, die Einrichtung mit den Vorgesetzten, oder, wie der gewöhnliche Ausdruck ist, das Commando, die Waffenübungen — sind lauter Gegenstände der Kriegskunst. Sie lehret ferner die Art des Angrifs und der Vertheidigung im freyen Felde, sie entwirft die Plans, und ersinnt die Kriegslisten, deren Ausführung man von grosen Generals erwartet. Sie entwirft Vestungen, sie erfindt fürchterliche Werkzeuge, das menschliche Geschlecht zu zerstören, sie lehrt Vestungen angreifen, sie lehrt sie vertheidigen. —

Hierunter sind viele Künste begriffen, welche eben so viele Genies beschäftigen, denn nur die allgemeinen Geister, deren manches Jahrhundert gar keine hervorbringt, nur diese breiten sich über die ganze Kriegskunst aus, und sind sich in allen ihren Theilen selbst gleich. —

Die meisten Disciplinen der Mathematik gehören zu der Kriegskunst, die Naturlehre behauptet einen grosen Einfluß in dieselbe. — Eine gewisse Kenntnis der Rechte, Geschichte und Kenntnis der Alterthümer werden nicht weniger erfodert. — Beyspiele und die eigene Erfahrung

fahrung bilden endlich den grosen Kriegsmann aus. —

Ich rede aber hier nur davon, was der Kriegsmann zu wissen nöthig hat. Die übrige grose Eigenschaften der Seele, die man von ihm erfodert, und die meistens von der Art sind, daß sie durch die Kunst nicht erlangt werden können, gehen mich bey diesen Betrachtungen nichts an. —

Die Kriegskunst besteht also aus vielen andern Künsten und Wissenschaften, diese einzelne Künste und Wissenschaften aber stehen unter einander in dem genauesten Verhältnis und hängen durchaus zusammen.

Dahero haben die Künste und Wissenschaften nicht nur auf die Einrichtung des Kriegswesens überhaupt einen grosen Einfluß, sondern sie behaupten solchen auch auf die einzelne Theile desselben, und so, wie der menschliche Witz in einem dieser Theile eine Veränderung hervorbringt, oder auch wohl einen ganz neuen Theil hinzusetzt, so wirket dieses mehrentheils eine allgemeine Veränderung in allen übrigen Theilen. —

Ich will dieses mit folgenden Exempeln erläutern. Die Chymie erfand das Schiespulver. Die reine Mathematik und die Naturlehre beschäftigten sich mit dieser Materie, und es entstund daher eine besondere Wissenschaft, die Artillerie. Wie gros und allgemein die Veränderung sey, welche dadurch in dem ganzen Kriegswesen und der Kriegskunst bewirket worden, will ich nicht weitläuftig ausführen. Waffen, Angrif und Vertheidigung, alles wurde anders. Die Kriegskunst bekam, so zu sagen, ganz neue Seiten, die sie vorhero nicht gehabt hatte. Was war die Kriegsbaukunst vor Erfindung des Schiespulvers? — Wenn aber diese dazumal wenig war, so war die Artillerie gewiß gar nichts, denn die Werkzeuge, welche man als das damalige Geschütz betrachten kann, waren blos ein Gegenstand der Mechanik. Wenn man auch aus der Lehre von Ballisten und Mauerbrechern eine besondere Mathematische Disciplin machen wollte, so würde doch dieselbe mit der heutigen Artillerie nicht die geringste Verwandschaft haben, und es ist dahero ausgemacht, die Artillerie ist ein neuerer Theil der Kriegskunst, welcher in einem beständigen Verhältnis mit der Fortification immer vollkommener geworden ist, und den wichtigsten Einfluß

auf

auf die ganze übrige Einrichtung des Kriegswesens behauptet hat. —

* * *

Damit ich desto deutlicher werde, will ich dasjenige, was ich überhaupt von dem Einfluß der Künste und Wissenschaften auf die Einrichtung des Kriegswesens gesagt habe, in folgenden Sätzen kürzlich wiederholen.

Erstens. Bey dem Aufnehmen der Künste und Wissenschaften entstehen viele dem Leibe oder dem Gemüthe nach zum Kriege untaugliche Leute. Dahero kann man nicht mehr durch die Heeresfolge eine brauchbare Armee zusammenbringen, sondern man muß aus dem ganzen Volke Leute herausziehen, deren Hauptbestimmung es wird, Krieger zu seyn, man muß also eine ständige Miliz unterhalten.

Zweytens. Künste und Wissenschaften behaupten auf alles, und vornehmlich auf das Kriegswesen, einen wirksamen Einfluß, sie machen dasselbe künstlicher, und durch sie wird also endlich das Kriegen selbst zu einer Kunst von dem weitesten Umfange.

Drittens. Die Kriegskunst, in diesem ihrem weiten Umfange genommen, bestehet eigentlich aus vielen einzelnen Wissenschaften und Künsten, welche mit einander in dem genauesten Verhältnis stehen.

Viertens. Das Aufnehmen der Künste und Wissenschaften wirket dahero entweder in der Kriegskunst überhaupt, oder es wirket in ihren einzelnen Theilen ein und andere Veränderungen.

Fünftens. Weil aber alle Theile der Kriegskunst in dem genauesten Verhältnis mit einander stehen; so wirket eine Veränderung in einem derer Theile zugleich Veränderungen in allen übrigen.

Sechstens. Da also durch alles dieses das Kriegswesen immer künstlicher, und die Kriegskunst von weiterem Umfange wird; so wird hierdurch die Unterhaltung einer ständigen Soldateske immer mehr, und, bey der heutigen Vollkommenheit der Kriegskunst, endlich ganz unumgänglich nothwendig.

* * *

Alle

Alle diese Veränderungen gehen indessen, wie ich schon oben bemerkt habe, nicht zugleich und auf einmal vor sich. Man muß die erste Anlage von unserem heutigen Kriegswesen schon in sehr alten Zeiten auffsuchen, und nur nach und nach ist dasselbe zu derjenigen Vollkommenheit gebracht worden, worin man es heut zu Tage erblickt.

Ohnstrittig sind es die Teutschen, welche auch in diesem Stücke, wie in so vielen andern, das Eis gebrochen haben. Der wahrhaft grose Kaiser Maximilian I. theilte, mit Beyrath seines getreuen Georgs von Frünsberg, die Völker zuerst in Regimenter ein, und schon lange vorher, nach der gemeinen Meynung, unter Carl IV. im Jahre 1354. erfand ein Franziscanermönch zu Freyburg im Brißgau das Schiespulver. Ich habe von dem Einfluß dieser Erfindung auf die Einrichtung des Kriegswesens schon verschiedenes angemerkt. Sie war aber nicht gleich so vollkommen, als sie nach und nach geworden ist. Das Pulver war nicht gekörnt, und man hatte noch keine richtige Proportion zwischen den Ingredienzien desselben festgesetzt. Dahero war seine Wirkung nach allen Verhält-

nissen unvollkommen, und nur die fortdaurenden Bemühungen der aufgelegtesten Köpfe haben es endlich beynahe zum unwiderstehlichen Feinde der menschlichen Natur gemacht.

Mit den Verbesserungen in der Eintheilung, dem Commando und den Waffenübungen der Mannschaft ging es eben so. Maximilian legte dazu den ersten Grund, aber es war die ganze Zeit, von seiner Regierung an, bis zu unsern Tagen, nöthig, um diese Militareinrichtungen auf denjenigen Gipfel der Vollkommenheit zu bringen, worauf sie wirklich stehen. Es sind nur allemal die grose Regenten, welche wahre Verbesserungen in dem Militarwesen zu Stande bringen. Dahero hat man in einem Staate, von der heutigen Vollkommenheit des Militarwesens bis zu seiner ersten Anlage, öfters eine lange Reihe von Regenten zu zählen, deswegen, weil nur einige unter ihnen Verbesserer gewesen sind. —

Die Fortsetzung folgt künftig. —

Nach-

Nachricht
von
Färbematerialien
aus dem Gewächsreiche,
welche
im Oberfürstenthume Hessen und der Obergrafschaft Catzenellnbogen theils wild wachsen, theils mit Fleis angebauet werden.

---

*   *
*

Verschiedene berühmte, und für die Aufnahme der Gewerbe besorgte Männer, haben in ihren lehrreichen Schriften die genauere Untersuchung des Pflanzenreichs, besonders auch in Absicht auf die von daher zu erhaltende Farben, anempfohlen.

Angehende Naturkundige und Scheidekünstler pflegen immer von der Lust, Versuche anzustellen, ausserordentlich angefochten zu seyn; ich wollte, daß sie, und alle, welche es entweder

 in

in der Chymie noch nicht bis zu einem gewissen Grade der Vollkommenheit gebracht haben, oder welchen es an der nöthigen Unterstützung mangelt, kostbarere Versuche anzustellen, sich an denen Gewächsen übten, und besonders auf Saftfarben arbeiteten.

Es ist dieses ein Feld, worin die geschicktesten Männer eine ihrer Geschicklichkeit gemäse Beschäftigung finden können, und angehenden Chymisten ist es deswegen vorzüglich anzurathen, weil die dabey vorkommende Versuche nicht allzukostbar fallen, und nicht so leicht gefährlich werden, als wenn man sich gleich an die Metalle, Erzte, und überhaupt an die Mineralien wagt.

Ihre Versuche können indessen immer nützlich werden, und öfters können sie durch das Glück zu einer Entdeckung kommen, zu der sie ihre Wissenschaft nicht geleitet hätte.

In den meisten Ländern weiß man kaum, was für Gewächse man hat, und um so viel weniger hat man ihre Wirkungen und ihren Nutzen hinlänglich untersucht.

Die Herren Medici sind daselbst die einzigen Kenner der Gewächse, und die Apotheker und alte Weiber sind gemeiniglich die besten Praktici. —

Wenn es hoch kommt, so werden die Gewächse bey diesen Umständen nach ihrem Arzneygebrauch untersucht, aber ihr Nutzen in Manufakturen und Fabriken, und überhaupt in der ganzen Oekonomie, bleibt gewiß mehrentheils verborgen.

Ich habe mir schon seit einiger Zeit vorgenommen, die Gewächse, welche sich in der Obergrafschaft und in Oberhessen finden, so viel es nur meine Umstände erlauben würden, zu untersuchen, und auch diejenigen, deren Farbengebrauch schon hier und da bekannt ist, noch bekannter zu machen, und nach und nach in Verzeichnisse zu bringen.

Der Nutzen solcher Verzeichnisse wird, nach meiner Einsicht, nicht gering seyn, aber ich weiß, wie wenig ich allein im Stande bin, dieselben vollständig zu liefern.

Ich wünschte dahero, daß diejenigen Freunde der Natur, welche von diesen und jenen Ge-

wächsen, in Ansehung ihres Farbengebrauchs, sichere Wissenschaft haben, die dahin gehörigen Nachrichten bey Gelegenheit an mich gelangen lassen möchten.

Ich ersuche sie darum, und hoffe, daß sie dazu um so mehr bereit seyn werden, als es jedem, der das Vaterland liebt, angenehm seyn muß, zu der Beförderung seiner Gewerbe und Künste etwas beygetragen zu haben. —

* * *

I. Gewächse, welche zur schwarzen Farbe dienlich sind.

1) Eiche, *Quercus robur.* LINN.

Es ist eingeführt, daß man von ihr die Rinde, die Kelche der Eicheln, die Galläpfel und das Holz selbsten gebraucht. Aber alles dieses ist, was die Farbe betrift, schlechter, als an den ausländischen und besonders an den Türkischen Bäumen. Das Holz ist, gegen die übrige Produkte, das allerschlechteste Färbemittel, und darf daher nur zu geringen Gewir-

Gewirken gebraucht werden. Uebrigens ist bekannt, daß es nur, so lange es grün ist, zu diesem Endzwecke dient.

2) Schwarzwurzel, *Actæa spicata: nigra.*
Wächst in den dichten und feuchten Gehölzen des Oberfürstenthums häufig. Auch wird sie in Gärten gezogen. Der Saft, mit Alaun gekocht, gibt eine schwartze Farbe.

3) Wasserandorn, *Lycobus Europ.*
Wächst häufig im Oberfürstenthum in Wassergräben, Teichen ꝛc. Es ist diese Pflanze eben nicht gebräuchlich zum Färben, aber es ist durch die Erfahrung ausgemacht, daß das Kraut fest schwarzfärbt.

4) Welscher Nußbaum.
Wächst in der Obergrafschaft in Menge, auch wird er hier und da im Oberfürstenthum gefunden. Ich habe mit den grünen Lauffeln oder Schalen, welche die eigentliche Nüsse umgeben, einige Versuche gemacht; weil ich aber noch nicht ganz damit zu Stande bin, will ich in der Folge mehr davon beybringen.

II. Ge-

II. Gewächse, die zum Blauen dienen.

5) Waid, *Isatis tinctoria*.

Ich habe ihn nur hier und da einzeln angetroffen. Gebräuchlich ist das gequetschte, geballte, und durch die Gährung zubereitete Kraut, wie man dasselbe aus Thüringen bekommt. D. Schreber Beschreibung des Waides. —

6) Esche, *Fraxinus excelsior*.

Wächst hier und da in Wäldern und bey den Dörfern. In Schweden pflegt man mit der Rinde den vorher gelb gefärbten Tüchern eine blaue Farbe zu geben. Lindners Färbekunst p. 63.

III. Gewächse, die eine gelbe Farbe geben.

7) Faulbaum, *Rhamnus Frangula*.

Das Oberfürstenthum hat sie häufig in seinen tiefliegenden feuchten Wäldern. Die Rinde färbt gelb, die unreife Frucht aber grün.

8) Kreuz=

8) Kreutzdorn, *Rhamnus spina cervina.*
Im Oberfürstenthum bestehen die Hecken und Zäune meistentheils aus diesem Gewächse. Seine Rinde färbt schön gelb.

9) Zwetschenbaum, *Prunus domestica.*
Die Rinde färbt gelb.

10) Apfelbaum, *Pyrus malus.*
Die Rinde kann zu Gelb gebraucht werden, besonders die von dem Holzapfelbaum.

11) Weißbuche, *Carpinus betulus.*
Die Rinde ist ebenfalls auf diese Art zu gebrauchen.

12) Spitzklette, *Xanthium strumarium.*
Wächst um die Dörfer an alten Mauern, an Miststätten ꝛc. häufig. Das Kraut, wie auch die Blumen und die Frucht, färben sehr schön gelb.

13) Wasserweide, *Salix pentandra.*
Wächst auf sumpfigten Wiesen und an Flüssen. Die getrockneten Blätter geben eine schöne gelbe Farbe.

14) Flöhkraut, *Polygonum Persicaria.*
Wächst an ungebaueten Orten um Städte und Dörfer. Das Kraut dienet zu unserm Endzweck.

15) Färberginst, *Genista tinctoria.*
Wächset häufig in Wäldern. Die Blumen geben eine sehr schöne Farbe.

16) Wau, *Reseda luteola.*
Wächst an ungebaueten Orten, wo aber fettes Erdreich ist. Doch läßt sie sich in allerley Boden anpflanzen.

17) Schart, *Serratula tinctoria.*
Wächst in feuchten Gehölzen und auf nassen Wiesen häufig. Das Kraut gibt eine mittelmäsige gelbe Farbe; übrigens aber hat man dreyerley Abänderungen dieser Pflanze: 1) mit eingeschnittenen Blättern am ganzen Stengel, 2) mit ganzen Blättern am untern, und eingeschnittenen Blättern am obern Theile des Stengels, 3) durchaus mit ganzen Blättern.

IV. Gewächse, die für das Grüne dienen.

18) Wiesenklee, *Trifolium pratense.*
Wächset auf Wiesen in groser Menge. Die Blumen gebraucht man zur grünen Färberey auf Wolle.

19) Krötenkraut, *Senecio Jacobæa.*
Wächset häufig auf Wiesen. Das frische Kraut gibt auf Wolle eine, dem ersten Ansehen nach, schöne dunkelgrüne Farbe, aber sie ist unbeständig.

20) Kälberkropf, *Chærophyllum sylvestre.*
Wächst in Baumgärten, auf Wiesen und an Zäunen häufig. Das Kraut gibt eine schöne grüne Farbe.

21) Schilf, *Arundo phragmites.*
Wächst in Flüssen, Bächen, Seen, Teichen, Morästen, häufig. Mit dem Blumenstrause wird grün gefärbt.

22) Rockentresp, *Bromus secalinus.*
Wächst unter dem Korn, auch auf Wiesen, häufig.

häufig. Mit dem Blumenstrause wird ebenfalls grün gefärbt.

V. Auf Braun.

23) Birke, *Betula alba.*
Die Rinde färbt sehr schön braun, besonders auf Leinen. Die Blätter geben eine blaßgelbe Farbe.

VI. Gewächse für die rothe Farbe.

24) Färberröthe, *Rubia tinctoria.*
Im südlichen Europa wächst dieselbe in freyen sandigten Gebirgen wild, und läßt sich dahero in dergleichen Boden sehr gut anbauen. In der Obergrafschaft, wo man mehrentheils dergleichen Boden hat, wird sie sehr schön und in Menge gezogen. — Sie ist auf mancherley Art ein vortrefliches Färbemittel.

25) U. L. Frauen Bettstroh, *Galium verum.*
Wächst auf dürren Wiesen und an Reinen sehr häufig. Die Wurzel färbt schön roth, und der Blumenstraus mit Alaune auf Wolle gelb.

26) Sauer-

26) Sauerampfer, *Rumex acetosa.*
Wächst auf feuchten Wiesen wild, wird aber auch in Gärten angebaut. Die Wurzel färbt roth. —

Dieses mag das erste Verzeichnis seyn. — So, wie ich Gelegenheit haben werde, nützliche und zuverlässige Entdeckungen in diesem Felde zu machen, werde ich sie jedesmal aufrichtig anzeigen, und ich wünsche nichts mehr, als daß ein und andere Kenner meine obige Bitte erfüllen, und mir mit dahin gehörigen sichren Nachrichten an Hand gehen möchten.

Ich bin versichert, daß die Natur die Hessischen Lande noch mit weit mehreren, und zum Theil besseren Färbematerialien beschenkt hat, als ich hier verzeichnet habe, besonders was das Gewächsreich anlanget.

Ich habe in dem vorigen Stücke dieser Beyträge den Anfang gemacht, von Hessischen Erdfarben zu handeln, und ich werde mich allezeit bemühen, sowohl das ganze unterirdische, als auch das Thier- und Pflanzenreich, in dieser Absicht nach Vermögen zu untersuchen.

Es ist gewiß, daß ein Land, wenn es viele Farben bereitet, schon in Ansehung des ganzen Manufaktur- und Fabrikenwesens sehr viel gewonnen hat.

Man braucht zu tausenderley Endzwecken Farben, und die Produkte der Natur und der Kunst werden durch sie angenehmer und schätzbarer.

Die Farbe mag so schlecht seyn, als sie nur immer will, so gibt es gewiß ein Produkt, wobey man sie anwenden kann.

Aber wir haben auch recht gute Farben, und ich glaube, daß, je sorgfältiger wir unser Thier- und Gewächsreich untersuchen, desto weniger werden wir Ursache haben, unsere Farben von den Ausländern herzuholen.

Und sollten wir dieses nicht thun, da wir auch, nach allen übrigen Umständen, die besten Leinen- und Wollenfärbereyen haben könnten? —

Von der

Lehrart

in den

Cameralwissenschaften.

Die Methode oder Lehrart in einer Wissenschaft ist gewissermasen eben so wichtig, als die Wissenschaft selber. Von ihr hängt die Deutlichkeit und Vollständigkeit der Begriffe, und der ganze Fortgang ab, den man in einer Disciplin macht. Es hängt von ihr ab, ob man mehr oder weniger geschickt seyn soll, zum Besten des Nebenmenschen eine gute Anwendung von der Wissenschaft zu machen.

Das Wort: Lehrart, kann man allenfalls in zweyerley Verstande nehmen.

Es wird einmal dasjenige bedeuten, was man im eigentlichsten Sinne die Methode nennt, und in diesem Falle eignet man den wenigsten Disciplinen eine Methode zu. In der positiven

Rechtsgelahrtheit ist alsdann keine Methode, und sie kann keine eigentliche Wissenschaft genennt werden.

Das Wort: Lehrart, kann aber auch für die practische Art und Weise genommen werden, mit welcher man einem andern gründliche Kenntnisse in einer Wissenschaft beybringt.

Dahin gehöret die Prüfung der Genies, welche die Wissenschaft erlernen sollen, und die Bestimmung, welches sich am besten dazu schicke.

Dahin gehöret die gründliche Erwägung der Umstände und des ganzen Verhältnisses, worin sich der zu Belehrende befindet, u. s. f.

Alle diese Punkte hat der Lehrer gründlich zu überlegen, und nur alsdann wird er die beste Methode für dieses oder jenes Genie insbesondere bestimmen, und, so zu reden, das Ziel angeben können, wie weit dasselbe in der Wissenschaft zu gehen habe, wenn er alle diese Umstände genau untersucht, zusammengehalten, überdacht hat.

Man nimmt aber endlich auch das Wort: Lehrart, in ganz weitläuftigem, und in einem eben so allgemeinen Verstande, als das Wort: Wissenschaft. Diese Nahmen eignet man jedem Inbegrif von Wahrheiten zu, welche man weiß oder wissen kann.

Alle Theile der positiven Rechtsgelahrtheit sind alsdann Wissenschaften, und es herrscht in ihnen Methode.

In dieser Bedeutung habe ich selbst, gleich zu Anfang dieser Abhandlung, die Wörter: Methode, Wissenschaft, Disciplin, gebraucht, und ich sahe mich besonders genöthiget, das Wort: Disciplin, so zu gebrauchen, ohnerachtet dasselbe in gutem Latein eigentlich das bedeutet, was die heutigen Philosophen Scientia nennen. —

Das waren Worterklärungen. — Ich werde in der Folge Gelegenheit haben, alle diese Wörter in der verschiedenen Bedeutung anzubringen, welche ich erklärt habe.

Ich werde von der besten Methode oder Lehrart handeln, welche in den Cameralwissenschaften

schaften Statt findet, in so fern man sie als einen Gegenstand betrachtet, und werde also zeigen, ob die Mathematische und Philosophische Methode für die Cameralwissenschaften gehöre?

Ich werde mich aber auch bemühen, von der Methode, und wie sie sich nach den verschiedenen Situationen des Lernenden richten müsse, practisch zu handeln.

* * *

Das Vorurtheil, daß die Cameralwissenschaften gar nicht ordentlich könnten vorgetragen werden, herrschte nur in den Zeiten, wo man ihren Nahmen noch nicht kannte. Es herrschte in Teutschland in den Finsternissen der mittlern Zeiten, und es breitete sich so gar bis auf die unsrigen aus.

Diese irrige Meynung ging lange im Schwange, ehe sie nur einigermasen bestritten wurde, und ehe man glauben lernte, daß Oekonomische, Polizey- und dergleichen Sachen in einer gewissen Ordnung zusammenhangend könnten gelehret werden.

Man

Man ist verschiedener Meynung, warum diese elende Begriffe damals so allgemein gewesen wären, und es ist am sichersten, den Grund davon in dem damaligen allgemeinen Verfall aller gründlichen und nützlichen Gelehrsamkeit zu suchen, hieran aber war allerdings das verkehrte Wesen der Papistischen Clerisey schuld.

Dahero ist auch zuerst in Protestantischen Ländern ein neues Licht in diesem Felde aufgesteckt worden, so, wie überhaupt alle Wissenschaften, welche den Staat und sein Wohl zum Gegenstande haben, ihren jetzigen Flor den Protestanten und ihren von Vorurtheil und Zwang befreyeten Einsichten zu danken haben.

Nur diese konnten Bahne machen, weil sich das Interesse der Papistischen Geistlichkeit ohnmöglich mit geläuterten Begriffen der Layen und mit dem eigentlichen Wohl des Staats vertragen konnte.

Man kann nicht läugnen, daß es schon lange in den Cameralwissenschaften Tag geworden sey, indessen ist dieses, was Teutschland und seine

viele einzelne Provinzen und Länder betrift, noch nicht allgemein.

Es gibt noch viele alte überständige Cameralisten, welche man auf der Wurzel abfaulen sieht.—

Bey solchen Umständen ist es zum Gewohnheitsrechte geworden, sich nicht darum zu bekümmern, ob die Cameralwissenschaften nach einer vernünftigen Methode erlernt werden können und müssen, oder nicht? Die goldene Praxis soll daselbst alles thun. Man lauft alle Klassen durch, und ordentlicher Weise fängt man unten an und hört oben auf, ohne eine Klasse vorbeyzugehen. Doch gibt es hiervon mancherley Ausnahmen, denn es wird bekannt seyn, daß in Schulen aus vielerley Ursachen öfters plötzliche Standeserhöhungen vorgehen. —

Man nehme die Knabenschule in dem Städtchen K = = = = in Westphalen, so hat man ein Tertium Comparationis, welches man durch alle Prädicate treflich benutzen kann. —

Oefters muß man sich wundern, daß man bey dergleichen Umständen nichts desto weniger Leute

findet,

findet, welche in ihrer Art noch ganz brauchbar sind. Nächst dem, daß sie den Schlendrian und den Canzleystyl inne haben, so sind sie auch überdas zu einem gewissen Geruch von Rechtsgelahrtheit gelangt. Durch die Länge der Zeit haben sie ihrem Gedächtnis eingeprägt, was so in diesen und jenen Fällen, welche häufig vorkommen, Rechtens ist. Es ist ganz natürlich, daß sie alles, was sie wissen, ohne Grund und Ursache wissen, aber sie verbinden doch damit einige Kunstwörter, und es läßt recht possirlich, wenn sie dabey eine so wichtige Mine machen, deren sich der Ordinarius von Leipzig nicht schämen dürfte, wenn er die schwersten Processe entscheidet. —

Viele sogenannten Juristen sind, leider! nach dem Westphälischen Frieden, uti est, ita sit. — Es scheinet sie nichts anzugehen, wer das Gesetz gemacht hat, wenn, warum und weswegen es gemacht ist. Sie haben das Gesetz selbsten mehrentheils gar nicht gesehen. Sie kennen das Corpus Juris nur nach dem schweinsledernen Bande. (NB. Freyslebens Edition, welcher der selige Johann Caspar Melchior H - - - - -, als des jetzigen Besitzers seliger Grosvater, weyl. Kayserl. Notarius und Amtsadvocat zu N - - - - -,

als er noch in G. ⸗ ⸗ ⸗ war, und daselbst seinen Studien 1. Jahr, 6. Wochen und 3. Tage rühmlichst obgelegen hatte, kurze, doch wohlgefaßte, und in dieser Gestalt noch nie ans Licht getretene, Notas Marginales, enthaltend allerley Casus in terminis terminantibus, mit rother Dinte angefügt hat. —) So weit sind diese verwahrlosete Leute davon entfernt, daß sie die Rechte in ihrem Zusammenhang, mit Gründen wissen sollten, und gleichwol sind sie Juristen von Profession. —

Es ist leicht zu erachten, was es also erst mit denjenigen Leuten für eine Bewandnis haben muß, von denen ich vorher geredet habe. — Sie haben nie etwas gesehen, was nur einer Rechtsgelahrtheit ähnlich sähe, und es kann daher nicht anders seyn, sie müssen straucheln; sie mögen aufstehen oder gar liegen bleiben, so geschieht gewiß beydes auf Kosten des * * *, oder des * * *.

Die Leute, welche ich meyne, sollen zwar eigentlich keine Rechtsfälle entscheiden, weil sie gemeiniglich selbst Parthey sind; aber eben deswegen sollen sie keine Ignoranten seyn, damit sie sich

sich theils nichts vergeben, theils auch keine Ungerechtigkeiten begehen, zumal da sie befehlen, und alle Unbilligkeiten unter dem deckenden Scheine des Diensteifers ausführen können. —

Einer meiner Gönner und Freunde, ein Mann von vieler Einsicht und Erfahrung, der jetzo in einem entfernten Lande die Hauptperson bey einem beträchtlichen Cammerwesen ist, — führte öfters folgenden Discours: Die Oekonomische Weisheit der practicirten Cameralisten ist nicht viel anders beschaffen, als ihre Jurisprudenz. Sie besteht mehrentheils in allerhand Vörthelchen und schlauen Kunstgriffen, die Pächte und andere Abgaben zu erhöhen. Ich habe ehedem einen gekannt, der es in diesem Stücke bis zur Vollkommenheit gebracht hatte. Er wußte die guten Leute so zu berücken, daß sie sich in ihrem Bieten ganz unmäsig verstiegen. Es ist wahr, sie mußten in einigen Jahren endlich gar davon fliegen; aber der Mann war doch in den Augen seiner Collegen ein Cameraliste, der sich gewaschen hatte. —

Er lächelte zufriedener, wenn er einen so schlauen Cameralstreich ausgeführt hatte, als

ein groſer Miniſter, der die wichtigſte Negotiation zu Stande gebracht hat. Er ſchoß hämiſche Blicke unter ſeinen Collegen herum, damit ſie ihren Beyfall über eine Handlung bezeigen ſollten, deren bloſes Bewußtſeyn jeden Redlichen gewiß allemal auf vier Wochen hypochondriſch gemacht haben würde, wenn er ſie auch nicht mit Fleis gethan hätte. So lange man billig und vernünftig denkt, ſo kann man unmöglich Handlungen vornehmen, wodurch man ein- oder mehrere nützliche Bürger in das Unglück ſtürzt, und auch gewiß dem Intereſſe desjenigen, dem man Nutzen ſchaffen will, über kurz oder lang unwiederbringlichen Schaden zufüget. —

Unter eben dieſen practicirten Cameraliſten gibt es auch Leute, denen man die Gerechtigkeit widerfahren laſſen muß, daß ſie ſo ziemliche Einſichten in Cameralſachen erlangt haben. Es reibt ſich freylich jeden Augenblick, das kann gar nicht anders ſeyn, ſie ſind von allen Grundwiſſenſchaften entblöſt: aber man hat doch Mühe bey ihnen, auf den Grund zu fühlen, zumal wenn ſie politiſch, und im Geſpräche tranſitoriſch ſind. Ihre Blöſe zeigt ſich nie beſſer, als in Geſchäften. Hier läßt ſichs nicht ſo willkührlich abbrechen, als

im Discours. Das Angefangene muß ausgeführt werden, oder man hätte es ganz müssen liegen lassen. Doch hilft man sich auch öfters dadurch, daß man politische und Cameralistische Fragmente macht. —

Nichts ist lustiger, als wenn sie mitten in einem ziemlich vernünftigen Discours auf einmal solche Ditel machen, welche abstechen, wie schwarz und weiß. Man wird ganz warm dabey. Ich weiß, wie mirs zu Muthe war, als ich einen Mann hörte, der, indem ich ihn, nach seinen Reden, für einen guten Münzverständigen hielt, auf einmal die Berechnung des Silbers in Frage brachte, womit man die Platten versilberte. —

Es ist gewiß, dergleichen Leute sind allemal Genies, die aber verwahrloset sind: und wenn sie sich ihrer Schwäche beständig erinnern, und sich lehrbegierig bezeigen, so verdienen sie allemal eine Elegie im Nahmen aller Patrioten. —

Das beste Gedicht von dieser Art kann nicht zu gut seyn, den Verlust eines dem Staate nützlichen Genies zu beklagen. Ganz grose und allgemeine Geister waren es freylich nicht, die

auf

auf diese Weise für den Staat verlohren gingen, diesen sind keine Schwierigkeiten zu gros, es verdeckt sie keine Hülle, und sie entwickeln sich früh, ohnerachtet es von den äusserlichen Umständen abhängt, ob sie ehender oder später glänzen sollen? —

Ich könnte mich in dieser Materie noch weiter ausbreiten. Ich würde es thun, wenn ich nicht mehrmalen Gelegenheit dazu hätte. Daß ich es hier gethan habe, wird man nicht als eine Ausschweifung ansehen können. —

Da ich von der Methode schreibe, so mußte ich doch wenigstens etwas von den unmethodischen Cameralisten sagen. Ich habe es keinesweges aus einem bösen Herzen gethan, aber ich konnte doch von so einfältigen Sachen nicht eben so einfältig schreiben, sie würden sonst doppelt verdrieslich geworden seyn. Es macht übrigens den methodischen, d. i. gelehrten und gründlichen Cameralisten nicht aus, daß er auf Universitäten war; es ist möglich, daß man es ist, ohne darauf gewesen zu seyn. —

Von der

Lehrart in den Cameralwissenschaften, in so fern man sie als Gegenstand betrachtet.

Man rechnet drey Disciplinen zu den Cameralwissenschaften, die Oekonomie, die Polizey, und die Cammerwissenschaft. So weitläuftig sonst der Verstand des Wortes: Oekonomie, ist, so begreift man doch in diesem Falle nur die Privat- Land- und Stadtwirthschaftswissenschaft darunter, Cammerwissenschaft aber heist die Wissenschaft der öffentlichen Oekonomie, und die Polizeywissenschaft lehret endlich beyderley Oekonomien durch Gesetze und andere öffentliche Anstalten dirigiren. Das sind meine Begriffe, welche ich an einem andern Orte noch in ein mehreres Licht gesetzt habe.

Es ginge allenfalls an, daß diese drey Disciplinen in der Gestalt einer einzigen, und in einem Zusammenhange, dargestellet würden. Es gibt gewisse Sätze, welche durch alle diese drey Wissenschaften durchlaufen. Sie sind allgemein, ihr Inbegrif macht eine besondere Disciplin aus,

die

die Generalökonomik oder Oekonomiewissenschaft, und sie würden das wahre Verbindungsmittel, das ist, das Mittel abgeben, die Cameralwissenschaften zusammen zu hängen, und als ein Ganzes darzustellen.

Von der Oekonomik und der Cammerwissenschaft ist es einmal gewiß und ausgemacht, daß sich beyde vermittelst der Generalökonomik würden verbinden lassen, denn beyde sind Oekonomiewissenschaften, welche nur mit verschiedenen Gegenständen zu thun haben. Von der Polizeywissenschaft aber läßt sich alsdann eben dieses mit Grunde behaupten, wenn man bedenkt, daß dieselbe eigentlich nichts anders ist, als die gesetzgebende Klugheit, (Prudentia legislatoria) welche zum Besten beyderley Oekonomien angewendet ist. Wenn man es indessen genau nehmen will, so würden auch hier nur die allergenerellesten Sätze der gesetzgebenden Klugheit das eigentliche Verbindungsmittel ausmachen.

Je mehr sich ein solches Werk dem System nähern sollte, desto mehreren Schwierigkeiten würde es unterworfen seyn. Auf alle Fälle

gehörte

gehörte ein groser Baumeister zu diesem Gebäude, denn er soll nicht nur ein vollkommenes Gebäude darstellen, sondern er hat auch die ganz besondere und ungewöhnliche Pflicht, die ungeheure Menge von Materialien alle zu verbauen, und nichts übrig zu lassen. —

Es ist auch gewiß, daß dieses Werk sehr gros und weitläuftig werden würde, wenn es anders kein bloses Compendium seyn sollte. Ich möchte den ansehnlichen Folianten nicht schreiben, gesetzt auch, daß ich es könnte; doch wünschte ich einen Cameralistischen Freyherrn von Wolf, der diese Mühe über sich nähme. Aber die vielen Grund- und identischen Sätze und alles Ueberflüssige wünschte ich nicht. —

Das Werk würde doch wenigstens eine Aegyptische Pyramide seyn, wenn es auch nicht von dem grösten Nutzen seyn sollte, und deswegen wünschte ich, daß es noch in unserm Zeitalter zu Stande käme.

Nützlicher ist es freylich, wenn man die drey Disciplinen der Cameralwissenschaften von ein-

ander absondert. Dieser Gedanke erhält gewiß den mehresten Beyfall, da man ohnedem heut zu Tage gewohnt ist, in dem Reiche der Wissenschaften bis zur Ausschweifung Trennungen und Absonderungen vorzunehmen. Aber diese Trennung ist gewiß keine Ausschweifung, und ich will daher nunmehro davon reden, wie die Lehrart in jeder Disciplin insbesondere einzurichten sey? —

Von der
Lehrart in der Oekonomik.

Wenn man sagt, die Oekonomik ist eine Wissenschaft, zeitliche Güther zu erwerben, zu erhalten, und mit Nutzen anzuwenden, so ist darunter die Cammerwissenschaft, und auch gewissermasen die Polizeywissenschaft, begriffen, weil sich diese bemüht, durch Gesetze, und andere öffentliche Anstalten, der ganzen Wirthschaft mit den zeitlichen Güthern zu Statten zu kommen.

Das ist nicht der Begrif, worinnen ich das Wort hier nehme. Ich verstehe darunter die

Land-

Land- und Stadtwirthschaftswissenschaft, mit Inbegrif derjenigen Nahrungsgeschäfte und Gewerbe, welche nicht wohl unter diese beyde Rubriken können gebracht werden, die aber doch eigentlich zur Privatwirthschaft gehören, als die Bergwerke. —

Die Gegenstände dieser Wissenschaft sind die zeitlichen Güther. Welch ein ungeheurer Begrif! Aber sie sind es nicht alle; es sind nur diejenigen, welche zur Unterhaltung des menschlichen Lebens gehören. Erhaltung wollte ich nicht sagen, denn sonst wären diejenigen zeitlichen Güther nicht mit begriffen gewesen, welche man mehr zur Bequemlichkeit und zum Vergnügen, als zur Nothdurft, gebraucht.

Man hat sich wohl vorzusehen, daß man den Begrif, zeitliche Güther, nicht über die Gränzen der Physik ausdehnet. So bald man Moralische Güther mit hinein bringt, verfällt man in eine Verwirrung, die einer guten Methode gewiß grundschädlich ist.

Ich gestehe, daß es sehr schwer ist, sich für diesem Abwege zu hüten, aber es ist doch gewiß

sehr nöthig, wenn man nicht die unselige Verwirrung anrichten will, deren ersten Ursprung man bishero gewohnt war dem Aristoteles zuzuschreiben, ohnerachtet dieser grose Mann, wenn man es im Grunde betrachtet, gar nicht getadelt werden sollte.

Denn wenn er uns, unter dem Titel von Oekonomik, eine blose Moraldisciplin liefert, so hat er diejenige Wissenschaft gar nicht darstellen wollen, von der ich handele. Die Wörter gelten, wie die Münze. — Aristoteles gebraucht das Wort: Oekonomik, von einem Theil der Privatpolitik. Warum sollte dieses nicht angehen? Es liegt ja gar nicht in dem Worte an und für sich, was man für einen Begrif mit verbinden soll. Ueberdas aber, so hat es auch Aristoteles nicht ganz und gar wider seine eigentliche Bedeutung gebraucht.

Es bedeutet im eigentlichsten Verstande die Physische Wirthschaftswissenschaft; allein jede Physische Disciplin ist mit einer Moralischen gleichsam umgeben, das ist, es liegen uns, in Absicht auf sie, gewisse sittliche Pflichten ob. Diese Pflichten zusammen genommen, machen

allemal

allemal gewissermasen eine besondere Disciplin aus, warum sollte ich den Inbegrif der Pflichten, welche den Haushaltungsstand angehen und in demselben Statt finden, nicht mit gutem Fug eine Oekonomik nennen? —

Die Aristotelische Oekonomik ist also, kurz zu sagen, die Lehre von den Pflichten, welche den Haushaltungsstand angehen. Deswegen läugnet aber Aristoteles nicht, daß es noch eine andere Oekonomik gebe; er glaubt nicht, daß, nach seiner Oekonomik, aus einem dürren Sandacker ein fruchtbares Feld zu Stande gebracht werden könne. —

Neuere Philosophen nehmen das Wort in ihren Lehrbüchern über die ganze Weltweisheit auch noch in diesem Verstande, und wenn man sich in vorigen Zeiten blos mit unnützen Schulfragen über die Aristotelische Oekonomik aufhielt, von einer Physischen Disciplin dieses Nahmens aber nichts wußte, Statt deren die elende Empirie des einfältigen Bauers walten ließ, sich wohl gar dieser Sachen verdünkte, und, wenn es hoch kam, sich mit allerhand abergläubischen, auf Hexerey und verborgene Kräfte der

Natur hinauslaufenden Dingen abgab; so ist dieses nicht sowohl dem unrichtigen Begrif von der Oekonomik des Aristoteles, als vielmehr der Scholastischen Pedanterey selbiger Zeiten und der grundverderbten Philosophie, zuzuschreiben.

Wer bey dieser Gelegenheit den Aristoteles tadelt, verräth gar sehr, daß er nicht sonderlich mit diesem ehrlichen Manne bekannt seyn muß. —

Ich habe gesagt, man dürfe bey dem Begrif, zeitliche Güther, die Gränzen der Physik nicht überschreiten. — Alles, was unseren Zustand vollkommener machen kann, ist ein Guth, oder etwas Gutes, nach dem allgemeinen Philosophischen Begrif, und es gibt dahero nicht nur Physische, sondern auch Moralische Güther. Diese letztere gehören zum Theïl zu den zeitlichen Güthern, und ich werde mich nicht sehr irren, wenn ich sage, daß der Philosoph alle Moralische Güther zu den zeitlichen rechne. Die blose Vernunft hat keine Gewißheit von einem Leben nach demjenigen Tode, der unser jetziges Daseyn unterbricht; dahero beziehet sie auch die Güther, welche in diesem Leben vorkommen, nicht auf ein

ein zukünftiges. Dieses ist allein dem erleuchteten Christen vorbehalten: und wenn die Lehren der Weltweisheit auch von einer ewigen Glückseligkeit handeln, wenn sie, zu Erlangung derselben, Handlungen und Unterlassungen in diesem Leben vorschlagen; so würden diese Handlungen und Unterlassungen, als Mittel zu Erlangung eines zukünftigen Lebens, allerdings als Güther müssen betrachtet werden; diese Güther würden, wegen ihrer Beziehung auf das zukünftige, nicht für zeitliche zu halten seyn, und der Philosoph würde also auch noch andere Güther, als blose zeitliche oder irdische, haben, — wenn sich nicht die Anmerkung der scharfsichtigsten Männer bestätigte, daß dasjenige Licht, welches die Vernunft von dieser Seite hat, gleichsam nur ein Widerschein von dem selbstständigen Lichte der Offenbarung sey, und daß der Philosoph dasjenige, was die Geisterlehre und die natürliche Religion Vollkommenes zeigt, der geoffenbarten Religion beynahe ganz zu verdanken habe. —

Man kann also sicher annehmen, der Philosoph erkennt eigentlich nur zeitliche Güther, und die Oekonomik, als eine blos Philosophische Wis-

senschaft, hat dahero auch nur mit zeitlichen Güthern zu schaffen.

Ich will aber noch mehr sagen, die Oekonomik hat dennoch nicht mit allen zeitlichen Güthern zu schaffen, wenn man es genau nimmt. Diese müssen noch in die Moralischen und Physischen eingetheilt werden, von welchem Unterschied ich bereits oben geredet habe. —

Die Fortsetzung folgt. —

Beschrei-

Beschreibung

der

figurirten Steine und Versteinerungen,

welche sich

in der Obergrafschaft Catzenellnbogen

finden.

* * *

Wenn gleich die figurirten Steine, Versteinerungen und Steinabdrücke, in den Augen des Cameralisten, der bey allem nach dem Nutzen fragt, von keiner sonderlichen Erheblichkeit sind; so sind doch diese Dinge für den Naturforscher merkwürdig genug, und der Cameraliste hat in so ferne Ursache, sich mit ihnen abzugeben, als er überhaupt ein Kenner der Natur ist, und als diesen Dingen doch allemal in der Naturgeschichte eines Landes eine gewisse Stelle gebühret.

Die älteren Schriftsteller blieben bey diesen Dingen stehen, und suchten darin das Haupt-

sächliche der Naturgeschichte. Ihre Schriften handeln, unter manchen vielbedeutenden Rubriken, mehrentheils von nichts, als von Versteinerungen, und allen denen figurirten Steinen, welche sie mit dem Nahmen Naturspiele belegten, und öfters in sehr unfeinen Holzschnitten vorstellten. —

Das ist ein Abweg. — Man darf über diese Dinge, welche blos unsere Neu- und Wissensbegierde beschäftigen, diejenigen nützlichen Produkte nicht vergessen, welche ganzen Ländern Nahrung und Reichthum verschaffen. Deswegen aber darf man doch auch, als Cameraliste, figurirte Steine aufsuchen, sie verzeichnen und beschreiben, zumal wenn man sich vorgesetzt hat, in der ganzen Naturgeschichte eines Landes zu arbeiten. —

Ich will nichts anders thun, als dieses. Ich will diejenigen figurirten Steine, welche ich in der Obergrafschaft Catzenellnbogen gefunden habe, verzeichnen: und da man in der Beschreibung solcher Steine an und für sich nichts Neues sagen kann; so will ich diejenige gute Beschreibungen, welche ein und andere Schriftsteller

gegeben haben, zum Grunde legen; da aber, wo bey den Catzenellnbogischen Steinen von dieser Art etwas besonderes vorkommt, werde ich nicht unterlassen, solches genau zu bemerken. —

I.

Vom Krötenstein.

Krötenstein, oder groser Krötenstein, Lat. *Brontia*, *Ombria*, *Lapis Bufonum major*, *vel minor*, ist ein Stein, der eine halbsphärische Figur hat. Seine Gröse ist sehr verschieden: die grösten, die man antrift, sind beynahe eines Hühnereyes gros. Mir ist unter so vielen, die ich gesehen habe, nur einer von dieser Gröse vorgekommen. Mehrentheils hat er zur Grundfläche einen Zirkel, er stellt aber deswegen nie eine Halbkugel vor, denn er ist entweder gedrückt, oder lauft spitzig zu. Zuweilen ist seine Grundfläche auch parabolisch, doch auch in diesem Falle stimmt seine übrige Figur mit seiner Grundfläche nicht völlig überein. Oben, wo der Stein zugehet, und unten auf der Grundfläche, an demjenigen Orte, der jenem gerade entgegen steht, findet sich ein kegelförmiges Loch, oder auch ein ganz kleiner Zirkel. Von dem oberen

oberen Loch, oder Zirkel, laufen, als aus einem Mittelpunkt, fünf Striemen, deren der erste von dem andern so weit abstehet, als der dritte, vierte, fünfte, nach dem untern auf der Grundfläche befindlichen Loch oder Zirkel, wo sie also wieder zusammen kommen. Jeder Strieme bestehet aus zwoen punktirten Linien, welche ganz nahe neben einander laufen. Die Striemen sind entweder eingedrückt, oder erhaben, und eben so ist es mit den Linien, denn dieser ihre Punkte liegen entweder tief als kleine Löcher, oder sie sind wie kleine Hügel erhaben. Auf dem Raum, welcher zwischen den Striemen ist, sieht man eine Zeichnung, die dem Grundrisse von einer Bienrose ziemlich ähnlich ist, man kann aber diese kleine Felder auch für blose Vierecke ansehen. Bey diesen Steinen finden sich übrigens auch noch manche Erhöhungen, Vertiefungen und andere Zufälligkeiten, die aber eben deswegen als etwas Ausserordentliches betrachtet werden müssen, und folglich nicht in diese Beschreibung gehören.

Ich habe mich bemüht, dieselbe so sinnlich zu machen, als es möglich war, nun will ich noch das Nöthige von den beyden Bufoniten melden,

welche mir eigentlich zu dieser Beschreibung Gelegenheit gegeben haben.

Den einen, der von einer beträchtlichen Gröse ist, habe ich auf der Chaussee, welche von Darmstadt nach Eberstadt geht, gefunden. Ich kann also nicht sagen, wo er eigentlich zu Hause ist, denn an diesen Ort war er mit andern Steinen, oder auch mit dem zum Chausseebau erfoderlichen Kies, gefahren worden. Es war wirklich ein Stück davon geschlagen, welches aber doch dabey lag. Absonderliches ist nichts dabey zu bemerken, als daß die Striemen und alles übrige überaus schwach ausgedrückt sind, so schwach, als ich es nie gesehen habe, und daß der eigentliche Stein fast ganz und gar mit Gypsspathe überzogen war.

Der andere Krötenstein ist auf dem bekannten Berg Melibocus gefunden worden. Er ist sehr klein, und hat die Farbe wie ein Bein oder Knochen. Die Striemen und die übrige Zeichnung ist mit seiner Gröse proportionirt, doch aber überaus deutlich und niedlich ausgedrückt.

Aus

Aus dem, was ich ausgeführt habe, erhellt also, daß sich in der Obergrafschaft Catzenellnbogen Krötensteine finden, und ich hoffe übrigens, eine sinnliche und vollständige Beschreibung von Krötensteinen überhaupt gegeben zu haben.

Mich in die Hypothesen von dem Ursprung dieser Steine einzulassen, ist jetzo meine Sache nicht, das aber will ich noch anmerken, daß die Krötensteine allemal aus derjenigen Steinart bestehen, welche bey den Mineralogen Quarz heist. —

II.

Von Belemniten.

Belemnite, Alpschoß, Alpstein, Lat. *Belemnites*, *Dactylus Idæus*, hat den Nahmen Belemnite von dem Griechischen τὸ βέλος, ein Pfeil; die Nahmen Alpschoß, oder Alpstein, hat er deswegen, weil man ihn auf den Alpengebirgen sehr häufig findet; den Nahmen Dactylus Idæus aber führt er, weil er einem Finger nicht gar unähnlich sieht, und weil man ihn auf dem Berge Ida vielfältig angetroffen hat. Wenn

er

er durchsichtig ist, wird er auch Luxstein genennt, so, wie er alsdann Rabenstein heist, wenn er ganz schwarz aussieht. Die erstere Benennung rührt von einem einfältigen Aberglauben her, als wann dieser Stein aus dem Urin des Luxes entstünde.

Wenn der Belemnite ganz ist, so stellt er einen Kegel vor, der sich jedoch oben auf einmal so sehr zuspitzt, daß er nicht als ein regelmäsiger Kegel angesehen werden kann, sondern wenn man es genetisch betrachtet, so wird der Triangel, der durch das Herumdrehen um eine Achse den Kegel beschreibt, eine sphärische Seite haben. So verschieden die Dicke und Länge des Belemniten ist, so verschieden ist auch der Triangel, welcher seine Figur beschreibt, und die Belemniten laufen dahero bald mehr, bald weniger, spitzig zu, ihre Dicke verliert sich bald sanft und allmälig, bald verliert sie sich jäh und auf einmal.

Ich habe ihn nie gröser als von der Dicke eines Daumens gesehen, und auch diese sind schon überaus selten. Die mehresten haben $\frac{1}{4}$. bis $\frac{1}{2}$. Zoll im Durchmesser.

Nach

Nach der Länge lauft an diesem Stein ein Ritz oder Grinne, zuweilen zeigt sich dieselbe auch auf der andern Seite, und es sieht alsdann aus, als wenn der Stein wäre gespalten gewesen. Das bringt dieser Ritz wirklich mit sich, daß sich der Belemnite sehr leicht nach der Länge spalten läßt, indessen war er es doch von Natur niemals.

In dem Mittelpunkt von der Grundfläche des Belemniten findet sich nicht selten ein Loch, welches alsdann mehrentheils mit einer fremdartigen Materie angefüllt ist. Dergleichen Belemniten werden Weiblein genennt; die andern aber Männlein. Agric. L.V. Fossil.

Hornstein, ist die Steinart, woraus die Belemniten bestehen.

Der Farbe nach sind sie verschieden. Es ist dieselbe bald mehr, bald weniger hell. Dahero gibt es Belemniten, die beynahe durchsichtig sind, es gibt aber auch ganz schwarze.

Einige geben einen stinkenden Geruch von sich, wenn man sie reibt, eben so, wie gebrannt Horn.

Wenn

Wenn manche Schriftsteller ein und andern Belemniten elektrisch wollen befunden haben, so muß ich gestehen, daß ich dieses, ohnerachtet ich viele Versuche angestellt habe, nicht habe bemerken können. Ich finde auch wirklich nichts in der Analogie der Natur, was dieses Angeben wahrscheinlich machen könnte.

Wenn endlich einige Schriftsteller verschiedene Gattungen, z. B. sieben Gattungen, des Belemniten zählen; so kann ich darin ebenfalls nicht beystimmen, denn sie nehmen die Unterscheidungszeichen blos von der Farbe her, und es sind auch deswegen nur die Alten, welche dergleichen Unterschiede machen. —

Das, was ich gesagt habe, gehet die Belemniten überhaupt an. Aus der Obergrafschaft Catzenellnbogen besitze ich zween Belemniten, die alle beyde auf dem Melibocus gefunden sind.

Der eine ist gut ein und ein halb Zoll lang, hat auf der Grundfläche im Durchmesser einen viertheil Zoll, lauft sehr spitzig zu, und der oben erwähnte Ritz ist durch und durch sichtbar. Er

hat auf seiner Grundfläche kein Loch, und der Hornstein, woraus er besteht, ist ziemlich rein und durchsichtig.

Der andere ist zween Zolle lang, und hat da, wo er am dicksten ist, einen halben Zoll im Durchmesser. Er lauft nicht gar spitz zu, der Ritz geht an ihm nicht durch und durch, er hat auf der Grundfläche ebenfalls kein Loch, er ist sehr unrein, und folglich undurchsichtig. Noch muß ich bemerken, daß seine Kegelgestalt etwas platt gedruckt ist. —

III.

Von Scherhorn.

Scherhorn, Zieherhorn, Lat. *Cornu Ammonis*, ist eine sehr bekannte Versteinerung, die einem gänzlich auf einander gerollten Widderhorn nicht gar unähnlich sieht.

Die ältesten Heydnischen Völker schrieben diesem Scherhorn eine besondere Heiligkeit zu. Dieses brachte auch seine Benennung mit sich, denn Ammon ist, bekanntermasen, ein Beynahme des Jupiters, welcher unter der Gestalt

eines

eines Widders verehrt wurde. Man hielt es für eine glückliche Vorbedeutung, wenn man ein solches Horn fand; wie ängstlich muß man auf die Zukunft warten, wenn man erst vor drey Wochen eins gefunden hat! —

Ich habe schon gesagt, daß es einem gänzlich auf einander gerollten Widderhorn nicht unähnlich sieht, im Grunde aber ist es das Gehäus von einer gewissen Seeschnecke. Ich will mich bey einer ausführlichen Beschreibung nicht aufhalten, denn diese würde sehr weitläuftig ausfallen, und man kann ihrer wohl entübriget seyn, da fast keine Versteinerung, auch schon von den ältesten Zeiten her, so bekannt ist, als das Scher- oder Zieherhorn.

Die Steinart, woraus das Scherhorn besteht, ist verschieden. Sie ist öfters kalkartig, zuweilen ist es der Kiesel, zuweilen auch der Hornstein, woraus die Ammonshörner bestehen. Doch kann man nicht überhaupt sagen, die Ammonshörner sind eine Versteinerung, denn es gibt auch solche, die verkiest, und also metallisch sind. Man findet sie aber nicht anders, als an erztreichen Gegenden.

Die Gröse der Scherhörner ist unendlich verschieden. Ich besitze ein kleines verkiestes, das kaum vier Linien im Durchmesser hat; ich habe aber auch in Dresden eins gesehen, das einen ganzen Schuh im Durchmesser hielt. Man stelle sich vor, wie viele Abänderungen zwischen diesem grösten und kleinsten möglich sind. —

Dasjenige Ammonshorn, welches aus der Obergrafschaft Catzenellnbogen ist, ist bey dem Eingange der bekannten Bergstrase gefunden worden. Es hat einen guten Zoll im Durchmesser, und besteht aus Kieselstein.

Ueberhaupt muß ich anmerken, daß die Ammonshörner nicht so gar selten sind, und daß es dahero der Obergrafschaft Catzenellnbogen an denselben am allerwenigsten fehlen kann. —

IV.

Vom Rogenstein.

Rogenstein, Lat. *Ammonites*, *Hammites*, sieht, seiner körnigten Gestalt halben, dem Fischrogen nicht unähnlich, und davon hat er seine Benennung.

Er

Er ist mehrentheils braun oder schwarz von Farbe.

Man findet ihn ebenfalls in der Obergrafschaft.

V.

Von Dentriten.

Dentriten nennt man diejenigen Steine, welche entweder ihrer ganzen Gestalt nach Möser, Kräuter, Pflanzen und Gewächse vorstellen, oder welche doch dergleichen Zeichnungen auf ihren Oberflächen führen.

Diese letzteren trift man sehr häufig in der Obergrafschaft an.

Die Steinart ist bey ihnen ebenfalls sehr verschieden. Diejenige, welche ich aufbehalten, sind Kalksteine, die auf ihrer Oberfläche ganz niedliche Zeichnungen von Gewächsen vorstellen. —

VI.

Von Spangensteinen.

Spangen- Räder- Zwerg- oder Mühlstein, Lat. *Trochites*, ist ein runder Stein, der die Figur hat, wie ein Mühlstein. Er ist ebenfalls von verschiedener Gröse, mehrentheils aber hat er beynahe einen halben Zoll im Durchmesser. Oben und unten laufen aus dem Mittelpunkt der beyden Flächen viele Strahlen, so, wie die Halbmesser aus dem Mittelpunkte eines Zirkels. Diese Strahlen sind als Striche erhaben.

Von Farbe ist der Spangenstein bald aschgrau, bald ist er schwärzlich, und zuweilen auch gelb; alles dieses aber ist zufällig.

Uebrigens sind diejenigen, die ich gesehen habe, alle kalkartig gewesen, denn sie brausten alle mit dem Sauren.

VII.

Von Entrochiten.

Entrochiten, Lat. *Entrochus*, sind weiter nichts, als eine ganze Reihe von Spangensteinen, welche in Gestalt eines Cilinders zusammengefügt sind.

Aus einem Entrochiten kann man dahero viele Trochiten machen, denn er besteht öfters aus funfzehen bis zwanzig dergleichen, welche sich ziemlich leicht trennen lassen.

Die Entrochiten finden sich auch in der Obergrafschaft Catzenellnbogen. —

* * *

Wenn man sich mit der ganzen Naturgeschichte eines Landes zu schaffen macht, muß man nie denken, daß man die Körper von einer oder der andern Art nun alle beysammen hat. Es gibt ihrer gewiß noch allemal, die auch dem aufmerksamsten Naturkundigen entgangen sind, und man muß dahero nie aufhören, zu forschen

und aufzusuchen. Der einzige Fall ist hiervon ausgenommen, wenn die Anzahl einer gewissen Art oder Gattung natürlicher Körper ganz bestimmt ist. Wenn man alsdann diese bestimmte Anzahl völlig beysammen hat; so kann man sich beruhigen, und man kann den vielbedeutenden Titel gebrauchen: „Beschreibung aller — die sich in — finden — "

Ich bescheide mich gerne, daß es vielleicht nur ein kleiner Anfang zu einem Verzeichnis der figurirten Steine ist, welches ich hier geliefert habe. Ich bin überzeugt, daß es gewiß noch mehrere dergleichen Körper in der Ober- und vorzüglich in der Niedern Grafschaft Catzenellnbogen gibt; aber ich kann jetzo keine mehr beschreiben, sondern nur versprechen, daß ich solches in der Folge thun will. —

Nach-

Nachricht
von der
Feldwirthschaft im Braunschweigischen.

Erste Fortsetzung.

* * *

Von dem Hopfenbau.

Ich hätte in der Beschreibung der Viehzucht unseres Landwirths fortfahren können, aber die Abwechselung ist allemal angenehm, und ich glaube, daß es meine Leser zufrieden seyn werden, wenn ich sie inzwischen mit einer kurzen Nachricht vom Bau des Hopfens und verschiedener anderer Gewächse unterhalte, alsdann aber von der Viehzucht noch das übrige beybringe. —

Das Vorurtheil für den Braunschweigischen Hopfen ist so gros, daß die Art und Weise, wie ihn einer der erfahrensten Wirthe in diesem Lande anbauet und behandelt, als eine sehr interessante Sache angesehen werden kann. Ausser dem

Braunschweigischen, behauptet der Böhmische Hopfen seit langer Zeit einen vorzüglichen Ruf, und es werden dafür jährlich ansehnliche Geldsummen aus andern Ländern gezogen. In den Preussischen Staaten wird ebenfalls, und zwar vornehmlich in der alten Mark, ein Hopfen gebauet, der dem Böhmischen wenig nachgibt. Schwaben und Bayern erziehet dieses Gewächs in groser Menge und Güte; sollte Sachsen zurückbleiben, das sonst dem übrigen Teutschlande in den meisten Stücken der Wirthschaft zum Muster dient? —

Chursachsen behauptet auch hier seine Vorzüge. Es wird daselbst um Kemberg, Gräfenhänichen, Schmiedeberg, und um Wehlen, nicht weit von Königstein, ein Hopfen gebauet, der eben dahin, wie auch nach Dresden, Pirna u. s. f. verführt wird, und der in einem sehr guten Ruf stehet. Die Stadt Eilenburg ist nicht weniger, wegen ihres guten Hopfens und Biers, merkwürdig. Der Anfang ist daselbst mit Böhmischen Stauden und Gelege gemacht worden; und ohnerachtet dieses schon in ältern Zeiten geschehen ist, so verläugnet doch der Eilenburgische Hopfen noch bis jetzo nicht seinen Ursprung.

In

In Schweden, Frankreich und Engelland wird der Hopfen ebenfalls fleißig angebauet. Er kommt an allen diesen Orten gut fort; ein Beweis, daß er weder Wärme, noch Kälte scheuet. Der Ruf des Englischen Hopfens ist schon längst ausgebreitet, aber Schweden ist erst kürzlich von dem Vorurtheile abgegangen, daß sein Himmelsstrich für dieses Gewächs zu kalt sey. Jetzo bauet es einen Hopfen, der dem Böhmischen gleichkommt; und wenn sein Betrieb in der nehmlichen Progression fortgehet, wie bishero, so ist zu besorgen, daß es den Teutschen auch diesen Handelszweig aus den Händen winden werde.

Die Zeit, seit welcher man angefangen hat, den Hopfen bey dem Brauen anzuwenden, läßt sich nicht genau bestimmen. Man findet keine Nachricht, daß ihn unsere alten Vorfahren gebraucht hätten. Der Zythus, den sie tranken, hat vermuthlich keinen Hopfen gehabt, sonst hätte er sich länger halten müssen, und sie hätten ihn nicht so ofte kochen dürfen. Heut zu Tage ist der Gebrauch des Hopfens bey der Braunbierbrauerey allgemein. Man hat dabey den Endzweck, dem Biere eine liebliche Bitterkeit zu geben, und zu verschaffen, daß es sich länger halte, als es sonst

thun

thun würde. Der Hopfen hat auch Arzney-kräfte; das Dekokt ist ein treibendes Mittel. Aber diese Arzneykraft wird bey dem alltäglichen Gebrauche stumpf; es ist genug, wenn das gehopfte Bier ohne Zurückhaltung durch den Körper gehet. —

Von dem Boden zum Hopfen.

Man verzeihe mir die kleine Ausschweifung in die Geschichte und Geographie des Hopfens.— Ich will sogleich von dem Boden reden, worin diese Pflanze am besten fortkommt.

Wenn eine Pflanze wohl gedeyhen soll, so muß der Boden, worin man sie baut, diejenigen Theile häufig bey sich führen, welche die Pflanze enthält, wenn man sie in ihrer Vollkommenheit sieht.

Der Hopfen enthält ein flüchtiges Salz, ein leichtes und dünnes, ein fettes und dickes Oel, er enthält auch erdigte und wässerigte Theile, wie alle Gewächse. Aber die Menge seiner Salze und Oele ist, im Verhältnis zu der Menge seiner übrigen Theile, und in Vergleichung mit andern

Gewächsen, überaus gros. Es ist bey dem Hopfen in einem kleinen Convolut viel Salz und Oel befindlich. —

Der Boden, worin man Hopfen pflanzen will, muß dahero fett und feucht seyn, welche Eigenschaften man mehrentheils bey den schweren, schwarzen, leimigten Erdarten findet.

Unser Landwirth hatte seine Hopfengärten längst einem Wiesengrunde angelegt, der, als ein ohngefähr 150. Schritte breites Thal, eine gute Strecke fortzog. Beydes der Grund und die auf beyden Seiten befindliche Anhöhen hatten das beste schwarze und fette Erdreich, dem es auch an der nöthigen Feuchtigkeit nicht fehlte. Durch das Thal floß zwar ein kleiner Bach, er war aber zu klein, als daß er die Gefahr des dem Hopfen so schädlichen Mehlthaues hätte vermehren sollen. Sonst hat man sich vorzusehen, daß man Gewächse, welchen der Mehlthau so verderblich ist, als dem Hopfen, nicht nahe an Gewässern anlege, zumal wenn sie stehend sind. Die Erfahrung bestätiget es, daß sich der Mehlthau, eine giftige Seuche der Gewächse, in denen an gröseren Wassern gelegenen Gegenden häufiger

und

und stärker äussert, als an andern Orten, welche diese Lage nicht haben. —

Die Hopfengärten lagen in etwas abhängig, denn sie waren am Fuse der Anhöhen angelegt. Daher mangelte es ihnen nicht an der nöthigen fetten Nässe. Die Anhöhen waren bis obenhin bebaut, und es zog sich folglich die meiste Feuchtigkeit von da nach den niedriger gelegenen Strecken. Es ist ein nothwendiges Uebel, daß der Dünger bey starkem Regen von den Anhöhen in die Thäler geflößt wird; hier kam er nicht zu. Die Hopfengärten genossen diese fruchtbare Feuchtigkeit, und befanden sich dabey, auf Unkosten der in der Höhe stehenden Gewächse, sehr gut. Was die Hopfengärten von der herabschiesenden Feuchtigkeit nicht aufnehmen konnten, kam endlich auf die Wiesen, welchen diese Düngung ebenfalls sehr wohl zuschlug. —

Keine Bäume litte der Hauswirth in der Nachbarschaft des Hopfens, denn ihr Schatten ist dem Wachsthum desselben nachtheilig. Aber Hecken hatte er angelegt, nicht sowohl um den Anlauf des Viehes zu verhindern, als um der guten Ordnung willen, und weil davon ein nützliches

liches Gehölze fällt. Bey einer vernünftigen Wirthschaft treibt man das Vieh zu keiner Jahrszeit auf die Wiesen; man weiß sich daselbst zu bescheiden, daß das Vieh, zumal bey feuchtem Boden, vieles in den Grund tritt, und die besten Gewächse unter dem Weiden mit samt den Wurzeln auszieht. Der Viehtrieb ist an vielen Orten mit eine Hauptursache, daß die Wiesen weniges und schlechtes Gras tragen. —

Die Hecken bestunden aus kreutzweis gesteckten Weyden, und schieden die Hopfenpflanzungen von den Wiesen. Sie gaben jährlich eine grose Menge Gerten oder Ruthen, welche in der Wirthschaft auf mancherley Art nützlich waren, und besonders zum Anbinden der Bäume, zum Korbflechten u. s. f. gebraucht wurden.

Von der inneren Einrichtung der Hopfengärten.

Ich habe von der Lage, von dem Boden, und von den äusseren Umständen der Hopfengärten unseres Landwirths geredet; ich muß nunmehro auch von ihrer inneren Einrichtung handeln. Ich verstehe aber darunter die Art

und

und Weise, wie der Hopfen in den beschriebenen Boden angepflanzt wurde. —

Man kann denselben sowohl im Herbst, als im Frühlinge, legen. Der Hauswirth that dieses allemal im Frühlinge, welches auch in mehr als einem Betracht die beste Methode ist. Das Erdreich ist den Winter durch besser zubereitet worden, als solches im Sommer geschiehet; Frost, Schnee und Luft können dasselbe mürbe und fruchtbar machen. Die Hopfenpflanzen sind im Frühlinge leichter und besser zu haben, und ich möchte beynahe behaupten, daß sie auch besser fortkämen, als im Herbste. Das sind die Hauptgründe für die Art, den Hopfen im Frühlinge zu pflanzen. —

Bey einer nachlässigen Wirthschaft läßt man es lange dabey bewenden, wenn man die Fächser einmal angelegt hat, und nimmt mit demjenigen vorlieb, was das alte ausgesogene Gelege bringen will. —

Unser Landwirth hatte seine Hopfengärten in vier Schläge abgetheilt. Sie machten zusammen beynahe fünf Morgen aus, und jeder

Schlag

Schlag hielt also ohngefähr einen halben Morgen. Mit Hopfen, Spanischem Klee und Flachse, wurde abgewechselt, denn der Hauswirth hatte einsehen lernen, daß es von dem grösten Nutzen ist, wenn man das Gelege des Hopfens öfters erneuert.

Wenn ich die erste Anlage des Hopfens beschreiben soll; so muß ich vorher erinnern, daß das ganze Hopfenstück nicht auf einmal angelegt worden war. Der Hauswirth fand schon bey dem Antritt seines Guthes einige Hopfenpflanzungen, aber sie waren nicht in der besten Ordnung. Er legte dahero zuerst diese verbessert an, nachmals aber bestimmte er noch verschiedene Stücker für den Hopfen, bis daß er endlich diejenige Morgenzahl damit bepflanzt hatte, welche ich eben angezeigt habe.

Dieses Land wurde also in den guten Herbstmonaten tief gepflügt. Der Hauswirth hatte zwar einen eigenen Pflug zum Tiefpflügen machen lassen, und erreichte wirklich seinen Endzweck so gut, als es mit einem solchen Instrumente geschehen kann; ich sollte aber doch denken, es wäre noch besser gewesen, wenn er das Land förmlich

hätte rejolen lassen. Aber man kann bey weitläuftigen Wirthschaften nicht allemal, wie man will: wegen Mangel der Arbeiter und vieler anderer Umstände muß man es mehrentheils so machen, wie man kann.

Den Winter über blieb das Land in diesem Zustande liegen. Schnee, Frost und Luft, durchdrangen dasselbe, und machten es fruchtbar.

Im Frühlinge war es mürbe. Man düngte es dahero sogleich mit wohlgefaultem Küh- und Schweinemist. Auf einen Morgen Landes kamen bey die 20. Wagen, wie sie mit vier Pferden gefahren wurden. Es wurde derselbe sogleich untergegraben, und der Hauswirth hatte die Gewohnheit, das auf diese Weise zubereitete Land mit Spinat und der zu angenehmen Frühgemüsern dienlichen Melle zu beschicken.

Diese Kräuter konnten schon im Maymonate in die Küche, der Ueberfluß aber für das Vieh benutzt werden. So bald sie abgebracht waren, nahm man die nähere Bereitung des Landes zum Hopfen vor. Man theilte es in lauter Vierecke, deren jedes zween Schuhe im Durchmesser hatte.

Rund um dieselbe hob man die Erde aus, und erhöhete damit die eigentliche Vierecke.

Die Hopfenkiele oder Fächser hielt der Hauswirth in Bereitschaft. Sie wurden im April geschnitten, und an einem kühlen Orte im Sande bis zur Pflanzzeit aufbehalten. Es war auch versucht worden, sie anfänglich im Wasser zu erhalten, man hatte aber zu verschiedenen malen für besser gefunden, sie sogleich in Keller und in den Sand zu bringen.

Zu Anfang des Junius nahm der Hauswirth das Einlegen der Hopfenfächser vor. Auf jedem der erhöheten Vierecke wurde ein Zirkel gezogen, der etwa einen starken Schuh zum Durchmesser hatte. Man grub diese Zirkellinie ohngefähr 6. bis 8. Zolle tief aus, und legte alsdann die Hopfenfächser in dem Verhältnis hinein, daß überhaupt etwa 20. bis 24. derselben in einen solchen Zirkel kamen. Wenn die Erde darüber geschüttet und angedrückt worden war, so war die Arbeit für den ersten Sommer an den Hopfengärten geschehen.

Der Hopfen bedarf binnen dieser Zeit keiner Stangen, man läßt die aufsprießenden Keime

nach Gefallen wachsen, und es ist überhaupt den ganzen Sommer über bey den Hopfengärten weiter nichts zu thun, als daß man das Unkraut ausjäte, welches der Hauswirth eben so genau besorgte, als andere Geschäfte.

Den Winter über ließ der Hauswirth die Hopfenstangen in Bereitschaft setzen. Er erfoderte dabey die Länge von 15. bis 16. Schuhen, er ließ diese Stangen abschälen, denn dieses verhindert, daß sie nicht stockigt werden; er ließ sie zuspitzen, und alsdann in einem kleinen Flammenfeuer so weit brennen, als sie ohngefähr in die Erde kommen sollten.

So müssig man ein ganzes Jahr über bey dem Hopfenbau gewesen ist, so sehr beschäftiget derselbe nunmehro den fleisigen Landmann. Der Hopfen will zu Ausgang des Monat Merzes mit Behutsamkeit gehackt seyn, man muß ihn auch beschneiden, und die Stöcke, welche allzuwenig versprechen, ganz wegschaffen. Die Stangen kann man ihm zu eben dieser Zeit geben. Jedem von den beschriebenen Vierecken gibt man eine Stange, und es müssen die Löcher dazu mit dem Pfahleisen gemacht werden, damit die Stangen

einen gewissen Halt bekommen, und durch die Winde nicht umgeworfen werden.

Alles dieses besorgte unser Hauswirth pünktlich. Er ließ ferner im May den Hopfen nochmals hacken, und das Unkraut, welches sich etwa wieder eingefunden hatte, ausjäten, die Hopfenranken aber an die Stangen weisen, und, wo es nöthig war, mit Stroh weitläuftig anbinden. Auch ließ er die überflüssigen schwacheren Ranken abschneiden, wodurch also die stärkeren noch mehrere Nahrung bekamen. Zu Anfang des Julius wurde das Ausjäten des Unkrauts, und das Anbinden der Ranken, nochmals, und zwar zum letzten male, vorgenommen.

* * *

Wenn keine ausserordentliche Zufälle vorkommen, so hat man sich nach einer so sorgfältigen Wartung der Hopfengärten auch einer guten Ernde zu erfreuen. Schon zu Ausgang des Augusts fängt der Hopfen an, sich zu färben, und einen starken Geruch zu bekommen. Gegen das Ende des Septembers pflegt er gelb zu werden, und alsdann ist er zum Abpflücken reif.

Man darf hierbey nichts versäumen, aber auch nichts übereilen, denn im ersten Fall verliert er seine meisten und besten Kräfte, und im letzten hat er gewisse Theile noch nicht abgelegt, die dem Biere nachmals einen übelen Geschmack machen.

Der Hauswirth ließ das Einsammlen des Hopfens erst um die Mittags- oder Nachmittagszeit vornehmen, denn es ist so nothwendig, daß er trocken eingebracht werde, daß man auch selbst das Abtrocknen des Thaues abwarten muß.

Die Hopfenranken werden einen Schuh hoch über der Erde abgeschnitten, von den Stangen abgestreift, und nach der Wohnung gefahren. Der Hauswirth ließ die Trauben sorgfältig abpflücken, damit keine Blätter darunter kämen, alsdann aber auf einen luftigen Boden ohngefähr einen Schuh hoch aufschütten, und sorgte dafür, daß sie täglich einigemal mit Rechen gewendet wurden.

* * *

Ich weiß nun nichts mehr zu beschreiben, als wie der Hopfen sey aufbehalten worden. Was der Hauswirth bald nach der Ernde in einem guten Preise verkaufen konnte, das that er; dasjenige aber, was er zu seiner eigenen Consumtion bedurfte, und sonst übrig behielt, ließ er in grose hölzerne Kästen packen, und tüchtig zusammenstosen. Auf diese Art wurde der Hopfen durch die Luft seiner Kräfte nicht beraubt, und man hatte für seine Conservation nicht im mindesten weiter zu sorgen.

* * *

Da ich oben erzählt habe, daß das sämtliche Hopfenland in vier Schläge abgetheilt gewesen sey; so ist jetzo noch zu erinnern, daß alle zwey Jahre den Herbst einer von den Schlägen von den Hopfenpflanzen gänzlich sey befreyet, gehörig zubereitet, und im Frühlinge mit Klee bestellet worden. Diesen Klee nutzte man zwey Jahre, alsdann aber wurde das Land wieder auf die beschriebene Art mit Hopfen bebaut, und es trug folglich ein Schlag allemal sieben Jahre Hopfen, alsdann aber brachte er im achten und neunten Spanischen Klee. Diese Abwechslung

war überaus vortheilhaft. Die Klee- und Hopfenernden waren reich: und obgleich die letzteren nicht ein Jahr wie das andere ausfielen; so war doch der Vortheil bey dem Hopfenbau im Durchschnitt so gros, daß ich nichts mehr wünschte, als daß es viele Hauswirthe gäbe, welche sich denselben eigen machten, besonders wünsche ich es meinem Vaterlande. —

Von den Küchengärten.

Wenn es zur Vollkommenheit gehört, daß viele Dinge zu Erreichung eines einzigen Endzwecks übereinstimmend beytragen; so wird man einem Hauswirth auch alsdann erst ein vollkommenes Lob beylegen können, wenn er alle Nahrungsgeschäfte und Gewerbe, die sich nach seiner Situation und nach den Umständen seiner Wirthschaft nur immer anbringen lassen, in dem möglichsten Grade der Vollkommenheit treibt, und wenn er zwischen allen diesen Zweigen der Wirthschaft ein richtiges Verhältnis festgesetzt hat.

Und wenn die Erlangung der Nothdurft und der Bequemlichkeit, und eben daher die Erlangung

gung eines angenehmen Lebens, den Endzweck einer guten Wirthschaft ausmachen; so wird die Besorgung der Küchengärten ein Hauptgegenstand des fleisigen Hauswirths seyn, und nur da wird man sie versäumt finden, wo entweder ganz besondere Umstände vorwalten, oder wo der Hauswirth unter die trägen Unwissenden gehört. —

Selten — daß die Natur die Gelegenheit zu Küchengärten gänzlich versagt hat; aber eben so selten sind die von Fett und Segen triefende Gegenden, die den Landmann mit lauter ausserordentlichen Früchten beschenken, als das Land um Erfurt, eine zum Theil im Hessendarmstädtischen am Rhein gelegene Gegend, welche man das Ried nennet, und in einem gewissen Verhältnis die bekannte Wetterau. Die mehresten Gegenden sind so beschaffen, daß sie das Mittel zwischen beyden halten, doch weiß ich nicht, ob es deswegen genug sey, alles Land überhaupt, in Absicht auf den Gartenbau, in drey Klassen einzutheilen. Ausserdem, daß man beynahe sagen kann, das Gartenland sey gewissermasen eben so vielerley, als mancherley die Gartengewächse sind, deren jedes einen besondern Boden ver-

 langt;

langt; so ist es auch den Erfahrnen nicht unbekannt, daß Pflanzen, die verschieden sind, ein und eben dasselbe Erdreich, jede doch nur, um mich so auszudrucken, von einer Seite benutzt, das ist, daß verschiedene Pflanzen, aus einerley Erdreich, doch jede nur diejenigen Theile herausziehe, welche eigentlich zu ihrem Wesen gehören.

Unser Landwirth hatte hauptsächlich zweyerley Erdreich zu seinen Küchengärten. Ich werde dieses sowohl, als auch die ganze übrige Einrichtung seiner Küchengärten, welche sehr viel Unterscheidendes hatte, in dem folgenden dritten Stücke ohnfehlbar beschreiben.

Anmer-

Anmerkungen
zur
Vieharzneykunst.

* * *

Wenn die Zähne der Kühe wackeln.

Man nehme einen Schür- oder Wetzstein, und lasse die Kühe daran lecken, so befestigen sich die Zähne nach und nach. —

Wenn eine Kuh Blut melket.

Man gebe ihr einen Hering mit Theer. Weil dieses nicht gut bey sie zu bringen seyn möchte; so läßt man sie den in Theer getauchten Hering ganz verschlingen. —

Gegen den Durchlauf des Rindviehes, und besonders der Kälber.

Man pulverisire geräuchert Rindfleisch, und gebe es dem Vieh mit Weinessig zu trinken.

Etwas pulverisirte Quitten hinzugethan, kommen dem kranken Vieh ebenfalls überaus gut zu Statten. Man fährt mit dem Gebrauch dieses Arzneymittels so lange fort, als die Krankheit dauret.

Ein Mittel, das Schaafvieh überhaupt bey guter Gesundheit zu erhalten.

Wachholderbeeren klein gestossen ein Theil, Tabacksasche halb so viel, und Kochsalz zween Theile, erhalten das Schaafvieh bey guter Gesundheit, wenn man diese Ingredienzien, mit Hafer vermischt, besonders des Frühjahrs und Herbsts, fleisig füttert.

Gegen das Blut der Schaafe.

Einen Theil Kümmel pulverisirt, und zween Theile Salz, und etwas Raute, mit dem Schaafvieh auf ein- oder die andere Art gefüttert, ist von verschiedenen Hauswirthen bey diesen Umständen sehr gut gefunden worden.

* * *

Ich

Ich habe mir nicht vorgenommen, diese Vieharzneymittel theoretisch zu untersuchen, sondern nur so, wie sie mir bekannt geworden, ohne alle Zusätze anzuzeigen.

Sie sind an und für sich keine Geheimnisse; und wenn ich übrigens für ihre gute Wirkung nicht haften kann, so kann ich doch versichern, daß sie mir von guter Hand sind mitgetheilt worden.

Gedan=

Gedanken
über den
Getreydehandel.

* * *

Der Ackerbau ist die erste und Hauptquelle der Nahrung und des Reichthums in einem Lande. Die Natur hat selten so stiefmütterlich gegen ein Land verfahren, daß sie ihm nicht wenigstens die Möglichkeit eines mittelmäsigen Ackerbaues sollte übrig gelassen haben; aber freylich gibt es Gegenden, wo die Einwohner nicht anders, als durch anhaltenden Fleis, ihre Felder tragbar machen können, ja es gibt auch solche, wo man ganz unproportionirte Arbeiten anwenden müßte, wenn man alle Früchte daselbst bauen wollte. Man baut daher nur ein und andere Arten derselben, die etwa mit dem Boden, den man hat, vorlieb nehmen.

Den Ländern fehlen also von Natur bald mehr, bald weniger, diejenige Arten von Früchten,

welche theils zur Nothdurft, theils zur Bequemlichkeit, gebraucht werden.

Den Einwohnern eines Landes kann es aber auch deswegen an der Menge, Mannigfaltigkeit und Güte der Früchte fehlen, weil sie entweder zu träge sind, dieselben anzubauen, oder weil sie es nicht verstehen, oder auch blos deswegen, weil sie bishero nicht gewohnt waren, sich mit der Anpflanzung derselben abzugeben. Es gibt in der Wirthschaft eben sowohl Gewohnheiten und Observanzen, als in der Rechtsgelahrtheit.— Wenn man dieses nicht annimmt, so findet man unzähligemal gar keine Antwort auf die Frage: Warum wird diese oder jene Frucht nicht gebauet; warum treibt man dieses oder jenes Nahrungsgeschäfte nicht? —

Wenn dergleichen Länder an ihrer Nothdurft und Bequemlichkeit keinen Mangel leiden sollen, so muß es andere Länder geben, welche entweder von Natur Ueberfluß an Getreyde haben, oder welche es ihren anhaltenden Bemühungen zu danken haben, daß sie mehr Früchte erbauen, als sie brauchen.

Auf

Auf diesen Umständen beruht der Handel mit dem Getreyde.

Es ist mehrentheils wahr, daß das Land, welches Früchte ausführt, gewinnt, und daß dasjenige, welches solche einkaufen und einführen muß, dabey verliert, aber es ist dieses doch nicht nothwendig.

Wenn das Land, welches Früchte einführt, Statt derselben kostbarere Produkte erzielt und ausführt; so verliert es bey diesen Umständen nichts, es gewinnt. Und wenn das Land, welches einen Aktivhandel mit Getreyde treibt, demselben keinen verhältnismäsigen Preis setzen kann, so gewinnt es nichts, es verliert.

Wenn ein Land von Natur keine gute Gelegenheit zum Fruchtbau hat, es treibt aber die Manufakturen bis zur Vollkommenheit, oder hat einen reichen Transporthandel; so übersieht es eine Nation, die sich einzig und allein auf den Ackerbau verlassen muß, weit, und es wäre thöricht, wenn es die Natur gleichsam zwingen, und unproportionirte Arbeiten auf die Erbauung von Früchten anwenden wollte.

Hol-

Holland hat keinen Ackerbau, der nur im geringsten von Erheblichkeit wäre; aber wie sehr ist es nicht andern Ländern überlegen, ohnerachtet dieselben vieles und gutes Getreyde erbauen? — Alles Getreyde, was manches Land an die Holländer abläßt, reicht öfters nicht zu, den zehenten Theil der Manufaktur- und Spécereywaaren zu bezahlen, die es von ihnen bekommt, und es muß zuweilen noch froh seyn, daß sein Getreyde diesen Debit hat. Die Holländer zwingen diesen Handel, indessen daß andere Länder bey einem Schein von Aktivhandel sich dennoch im Grunde leidend verhalten.

Das Verhältnis der Holländer kann, so lange diese Umstände bleiben, nicht vortheilhafter seyn, und diese werden sich nicht so leicht verändern. Wenn sie sich verändern sollten, und wenn andere Länder je den Weg treffen sollten, den Handel mit dem Getreyde selbst nach Gefallen zu dirigiren; so würde sich Holland in groser Verlegenheit befinden, denn es würde alsdann abhängig. Jedes Land, das die Nothdurft von andern erhalten muß, ist zwar im Grunde allemal abhängig, aber es zeigen sich davon nicht allemal Wirkungen. Das ist der Fall, worinnen

die Holländer jetzo sind. Sie wissen es aber sehr gut zu vermeiden, daß ihre Abhängigkeit nie sichtlich wird, und auch auf die Zukunft ist in dieser Absicht Vorsehung getroffen. Mit dem Getreydehandel hat es die besondere Bewandnis, daß er sich nicht so leicht zwingen läßt, als ein anderer Zweig der Handlung. Es sind zu viel Länder, die ihn wenigstens einigermasen treiben, und wenn man ein Land, das bey demselben passiv ist, völlig in seine Gewalt bekommen wollte; so setzet dieses voraus, daß die Länder, welche ihn aktiv treiben, oder treiben wollen, alle einerley Sinnes wären. Doch kann auch schon ein Land den Getreydehandel mit einem gewissen Nachdruck treiben, wenn solches eine beträchtliche Menge dieses Produkts hat, und dann die gehörigen Anstalten vorkehret, von denen ich in der Folge reden werde. Je mehr und je bessere Früchte man zieht, desto ehender ist man im Stande, auf eine vortheilhafte Art auf den Getreydehandel zu wirken. —

* * *

So thöricht ein Land handeln würde, das, wenn es sich in den Umständen der Holländer befindet,

befindet, nichts desto weniger durch unproportionirte Arbeiten und Aufwand den Getreydebau bey sich erzwingen wollte; so gewiß ist es klug und weise gehandelt, alsdann dieses Nahrungsgeschäfte möglichst zu befördern, wenn die Natur nur mittelmäsige Gelegenheit und Vortheile dazu darbietet.

Sind diese natürlichen Vortheile in einem Lande mehr als mittelmäsig; so gibt es keine Ausnahme von dem Satze, der Ackerbau ist die erste und Hauptquelle der Nahrung und des Reichthums. Diesem zu Folge muß man alsdann die Aufnahme des Ackerbaues auf alle Art und Weise befördern.

Ein Haupt- obgleich etwas entferntes Mittel, den Ackerbau zu verbessern, ist der Getreydehandel.

Er erhöhet den Fleis des Landmannes, der alsdann emsig und arbeitsam wird, wenn er sieht, daß seine Produkte Absatz finden, und daß er von dem daher erlösten Gelde seine Abgaben und andere Lasten bequem bezahlen, und einen beträchtlichen Ueberschuß behalten kann.

Dem Landmann, der nach Abzug seiner Schuldigkeiten, von seinem Ackerbau kaum ein kümmerliches Leben erhalten kann, vergehen Muth und Kräfte, denselben auf einen bessern Fus zu setzen. Dieser bedaurenswürdige Landmann lebt in einer ununterbrochenen Unthätigkeit dahin, und eine gewisse Art der Verzweiflung läßt ihn selbst den Wunsch nach einer Verbesserung seiner Umstände vergessen.

Wenn die Landleute nicht dumm und einfältig waren, so werden sie es gewiß alsdann, wenn sie weder mit Getreyde, noch mit einem andern Produkte einen ergiebigen Handel treiben. Ihr Verstand beschäftiget sich alsdann blos mit Zänkereyen unter sich selbst über ihre wenige Habseligkeiten, und sie finden ein gewisses Vergnügen darin, einander aufzureiben. Je ärmer das Land ist, desto häufiger sind darin die Gerichtshändel und andere Ausschweifungen, denn eine hartnäckigte unüberwindliche Armuth pflegt immer List und Bosheit unter den Elenden auszubreiten.

Auch dieses sind traurige, aber nothwendige Uebel in einem Lande, wo die Handlung so wenig als

als andere Nahrungsgeschäfte blühet. Wie viele andere schädliche Folgen zeigen sich nicht noch ausserdem bey dergleichen Umständen?

Wenn das Uebel gros war, einen elenden Ackerbau zu haben, so ist gewiß dasjenige noch gröser, was der Hinwegräumung dieses Uebels beynahe unüberwindliche Hindernisse entgegen setzt.

Nirgends findet man mehr Schwierigkeiten, Verbesserungen durchzusetzen, als da, wo das Volk arm, dabey aber träge, boshaft und widerspenstig ist.

Zu jeder Verbesserung braucht man eine gewisse Auslage, und einen verhältnismäsigen Aufwand. Es wird dabey erfodert, daß diejenigen, welche gehorchen, und in einem kleineren Verhältnis befehlen sollen, willig, und zu Ausführung der Befehle und Anstalten geschickt sind. Von allem diesem findet man das Gegentheil in solchen Ländern, von denen ich hier rede. Der gemeine Landmann ist kaum im Stande, den Acker auf seine gewöhnliche elende Art zu bestellen, wie sollte er Verbesserungen, die nur

einigen Aufwand erfodern, durchsetzen können? — Kurz — hier stehen einer allgemeinen Verbesserung ausserordentliche Schwierigkeiten entgegen. Das sind rauhe steinigte Wege. —

Man fängt endlich an, dasjenige für unthunlich zu halten, was doch von hypothetischen Nothwendigkeiten nur schwer gemacht wurde.

Dieser Fehlschluß findet selbst bey Leuten Statt, die sonst noch gute Einsichten haben: wenn aber diese Leute von andern abgelöst werden, die von Haus aus von stumpfen Begriffen sind, wenn dieses durch die zwote, dritte und vierte Generation fortgehet; so wird es endlich zum täglichen Seufzer, „die Verbesserungen sind bey uns unthunlich,“ und die heilige Ignoranz ist bey allen diesen Seufzern Patron. —

Trauriger Zustand! Alles wird nunmehro von einem unthätigen Schlummer bedeckt, und mächtige Vorurtheile sichern die verderbliche Ruhe der Schlafenden.

Jeder, der nur noch einen verbessernden Gedanken hat, heist bey dem trägen Pöbel ein

Neu=

Neuling; es fehlt nicht viel, so spricht man ihm ohne weitere Umstände Verstand und Vernunft ab.

Zum wenigsten ist er in den trüben Augen der Beurtheilenden, die mehrentheils, ausser ihrer Ignoranz, noch von Privatabsichten und Leidenschaften regiert werden, ein Unerfahrner, und seine Einsichten gehören nur für die Stube und die Bücher.

Hier ist es schwer, befehlen, und anzuordnen. —

* * *

Durch den Getreydehandel kann das Landvolk zu Verbesserung seines Ackerbaues, und der damit verknüpften Nahrungsgeschäfte, vermögend und willig gemacht werden; aber das setzet voraus, daß sich dieser Ackerbau schon in einem solchen Zustand befinde, welcher gleich anfangs erlaubet, Getreyde auszuführen. Wenn dieses nicht ist, wenn man kaum die eigene Nothdurft erbauet, oder wohl gar an dieser Mangel leidet; so ist der Getreydehandel nicht gleich von

Anfang ein Mittel, den Ackerbau in Aufnehmen zu bringen, er wird es nur in der Folge.

Man muß es erst dahin bringen, daß man etwas von Getreyde entbehren, und an die Ausländer ablassen kann: so bald man es so weit hat, so ist nunmehro der Ackerbau als eins der vorzüglichsten, ja als ein Hauptmittel anzusehen, die angefangene Verbesserungen fortzusetzen und immer weiter zu treiben.

Man betrachte den jetzigen Flor des Ackerbaues in England, und gehe in der Oekonomiegeschichte dieses Reichs nur auf siebenzig bis achtzig Jahre zurück; so wird man finden, daß, von dieser Zeit an, ein von der Regierung weislich dirigirter Getreydehandel das wahre Mittel gewesen ist, Fleis und Beeifrung unter dem Landmann allgemein, und den Ertrag der Englischen Felder gros zu machen.

Es ist wahr, die für die Anbauer der vielen wüsten Strecken, welche dieses Reich vordem hatte, aufgesteckte Prämien, und mancherley andere Vorkehrungen der Polizey, haben auch nicht wenig dazu beygetragen, die heutige glück-

liche

liche Veränderung in der Landwirthschaft der Engländer zu Stande zu bringen; aber nach meiner Einsicht ist es doch hauptsächlich der jederzeit sorgfältig dirigirte Getreydehandel, welcher den Englischen Ackerbau blühend gemacht hat. England konnte schon, ehe die eifrigen Verbesserungen ihren Anfang nahmen, Getreyde entbehren, dahero war es der Regierung thunlich, diesen Weg einzuschlagen.

Was bis dahin für Verbesserungsmittel anzuwenden sind, bis man es so weit gebracht hat, daß man nur etwas mehr Getreyde baut, als man selbst braucht, und also den Getreydehandel zu immer mehrerem Aufnehmen des Ackerbaues eröfnen kann, davon habe ich, nach meiner Absicht, jetzo nicht zu schreiben; wie aber der Getreydehandel klüglich einzurichten und zu dirigiren sey, das gehört für diese Abhandlung.

* * *

Man kennt in Europa diejenigen Länder, welche Getreyde einführen müssen, entweder weil ihnen die Natur, oder ihre Nachlässigkeit, diese Nothwendigkeit auferlegt hat. Man weiß auch die-

diejenige Reiche und Provinzen, welche Getreyde ausführen, oder doch ausführen könnten.

Wenn diese ihr Getreyde von ersteren so bezahlt haben wollen, daß ihnen dieser Handel den möglichsten Vortheil bringt; so ist es unumgänglich nothwendig, daß die Summe der Bedürfnisse der einführenden Länder, sodann aber die Summe des Ueberflusses der ausführenden Länder, genau berechnet sey. Ausserdem ist noch in Ueberlegung zu ziehen, was man für Waaren von den bedürftigen Ländern erhält, und in wie ferne man dieselben von ihnen nehmen muß, in wie ferne man sie ganz entrathen, oder doch von andern Orten herholen kann.

Wenn sonst alles in seinem Gleichgewichte ist, so sind dieses hinreichende Data, dem Getreyde einen solchen Preis zu bestimmen, der den Handel mit demselben für die ausführende Länder im höchsten Grade vortheilhaft machen kann.

Aber es wird nie dahin kommen, daß alle ausführende Länder, in Absicht auf den Getreydehandel, einerley Sinnes werden, und also denselben auch auf einerley Art dirigiren. Und so

bald

bald ich setze, daß es ein Land ist, welches sich bestrebt, seinen aktiven Getreydehandel auf das vortheilhafteste einzurichten, wobey es also noch andere Länder gibt, die man nach ihrer Weise handeln lassen muß, weil man mit ihnen nicht vereiniget ist; so kommen noch weit mehrere Punkte in Betrachtung, ehe man die vortheilhafteste Art und Weise, den Getreydehandel zu führen, zuverlässig bestimmen kann.

Wenn ich übrigens von allen Ländern rede, die sich vereinigen und den Getreydehandel auf einerley Art dirigiren sollen; so verstehe ich nur allemal diejenigen Länder zusammen genommen, welche denselben, ihrer Lage und andern Umständen nach, nach einerley Orten treiben, z. E. alle die Länder, welche den Getreydehandel nach Holland treiben, oder doch treiben könnten; ferner alle die Länder, welche Italien mit Korn versehen, u. s. f.

Das stünde allenfalls zu hoffen, daß die nach einem Orte handelnde Länder, ohne vorhero einen förmlichen Vertrag eingegangen zu haben, sich gleich in der That selbsten vereinigten, und, ohne deswegen Unterhandlung gepflogen zu haben,

ben, den Getreydehandel nichts desto weniger nach einerley Maximen dirigirten. Dieses setzt voraus, daß alle diejenigen, welche den Getreydehandel in jedem Lande zu dirigiren haben, denselben aus einerley Gesichtspunkten und von einerley Seiten betrachteten, und ist das nicht ebenfalls eine grose Hypothese? —

Ich will setzen, daß man wirklich von dem Getreydehandel in einem Lande, wie in dem andern, dächte; so wird überdas noch weiter erfodert, daß keine äusserliche Hindernisse, welche aus mancherley Ursachen öfters nicht in der Gewalt der Dirigirenden stehen, dazwischen kommen, und verursachen, daß man nicht so handeln kann, wie man will.

Unter den Nationen findet man eben sowohl Leidenschaften und Laster, welche dem natürlichen Völkerrecht, und, wenn ich mich so ausdrucken darf, der allgemeinen Völkermoral zuwider sind, als man bey den Privatpersonen Ausschweifungen antrift, die den sittlichen Pflichten bald mehr, bald weniger, zuwider laufen.

Sie hassen sich, mißgönnen, beneiden, verfolgen einander, und thun dieses öfters eben so ohne alle Ursache, als unter Particuliers nicht selten der Unschuldigste von Feinden, Neidern und Uebermüthigen gedruckt wird. —

Daher rühret das öfters so räthselhafte Verfahren der Völker, oder derjenigen, die sie vorstellen, gegen einander. Man würde dieses selten rechtfertigen können, wenn nicht die theuren Wörter: Maxime und Staatsinteresse, wären, und wann es nicht eine Wissenschaft gäbe, welche man drehen und drücken kann, wie man will.

Es gibt eine Politik, eine Wissenschaft, wobey es nichts so Verderbliches und Schädliches geben kann, das nicht durch sie könnte vertheidigt werden.

Orthodoxen unterscheiden zwar eine wahre und falsche Politik; allein so richtig dieser Unterschied in der Theorie ist, so wenig nimmt man ihn in Geschäften an. Die Sätze der wahren Politik sind zwar gründlich erwiesen, folglich unläugbar; aber man kann für jeden Satz der falschen Politik auch etwas sagen, man kann ihn erwei-

erweisen, und dieser Beweis wird leicht, weil diejenigen, welche ihn führen, insgemein nichts mit der Mathematischen Methode zu schaffen haben. —

Das sind ohngefähr die Ursachen, aus welchen öfters eine Nation den nutzbaren Handel der andern zu schwächen, oder auch ganz zu hintertreiben sucht.

Man gibt dem Dinge viele Nahmen. — Die Maxime, den Nachbarn nicht zu reich oder zu mächtig werden zu lassen, entscheidet auch öfters das Verfahren der Staaten gegen einander. Diese Idee wird desto lustiger, je kleiner das Verhältnis ist, in der sie angewandt wird, und man empfindet das Lustige derselben recht lebhaft, wenn man sich das Gleichgewichte Europens nebenher denkt. —

* * *

Ich habe bishero von den Vortheilen eines wohleingerichteten Getreydehandels geredet, ich habe aber auch Hindernisse und Schwierigkeiten, welche der Errichtung eines so vortheilhaften Handels entgegen stehen, nahmhaft gemacht.

Beydes läßt sich noch weiter ausführen, denn ich habe lange noch nicht alle Vortheile genennt, welche ein ergiebiger Getreydehandel, besonders auch nach den sehr verschiedenen Situationen der Länder, schaffen kann.

Und eben so wenig habe ich die Hindernisse und Schwierigkeiten erschöpft, welche dem vortheilhaften Getreydehandel, unter so vielerley Umständen, entgegen stehen können. Mit diesen wird man ohnedem fast niemals fertig, und ich werde dahero, in der Folge der Abhandlung, noch immer mehrere nennen können. —

Wie der Getreydehandel, nach meiner Einsicht, am vortheilhaftesten einzurichten sey, davon habe ich bis jetzo nur gleichsam einen Fingerzeig gegeben.

Ich werde dieses künftig weiter ausführen. Ich werde davon reden, wie man die dem Getreydehandel entgegenstehende Schwierigkeiten aus dem Wege räumen, oder doch denselben ausweichen könne, und ich werde hierbey allenthalben meine Absicht besonders auf einzelne Teutsche Länder richten. —

Künftig die Fortsetzung. —

Verzeichnis
ein und anderen kleinen Erwerbes,
für
einzelne Personen, und kleine Familien,
in
Städten, und auf dem Lande. —

Ein Schreiben an Herrn L. C. Rath G***
in S***.

Mein Herr!

Sie wollen, daß meine Briefe allemal etwas Oekonomisches enthalten sollen, und Sie gehen mir selbst mit einem guten Exempel vor.

Es kommt freylich nicht viel dabey heraus, wenn man sich ohne Aufhören vorsagt, daß man ein gehorsamer Diener sey, daß man einen überaus grosen Antheil an allen freudigen und traurigen Begebenheiten nehme, — und wie die verbindlichen Ausdrücke sonst heisen, welche den

Inhalt

Inhalt der mehresten Briefe ausmachen, wenn es nicht Kaufmannsbriefe sind, oder solche, welche Familiensachen betreffen, u. s. f.

Ich glaube gerne, daß wir, ohne pedantisch zu seyn, und ohne die freundschaftliche Erkundigungen und andere Höflichkeiten zu vergessen, allemal etwas Wesentliches in unsern Briefen schreiben können; aber ich sorge nur, daß ich nicht allzulange dabey aushalten werde. Ich stehe noch in einem dreyfachen Briefwechsel von der Art, und man wird es gewiß an meinen übrigen Arbeiten spüren, daß die Beschäftigung, an meine Freunde zu schreiben, eine der angenehmsten für mich ist. —

Ich weiß nicht, wenn ich so sehr gelacht habe, als bey Ihrem Briefe von Cameralistischen Abentheuern und Ungereimtheiten. — Wenn man auch die Floskeln ganz trocken erzählte, so würde doch selbst der niedergeschlagenste Hypochondriste zum Lachen bewegt werden, und ich glaube, daß eine gute Dose Cameralistischer Ungereimtheiten ein wahres Specificum wider diese traurige Krankheit seyn würde, wenn man dessen Gebrauch fleisig wiederholte. Aber bey dem allen würden

die meisten dieser Nothleidenden ohne Hülfe bleiben, denn diese Arzney ist zu selten, als daß man sie allen verschreiben könnte, und (im Vertrauen gesagt) es mögen dann auch lieber alle Hypochondristen hypochondrisch bleiben, ehe man dieses Produkt vermehren und vervielfältigen sollte. Meynen Sie nicht auch so? —

So viel weiß ich, daß, wenn man mich zu seiner Zeit mit solchen Absurditäten hinlänglich unterhalten hätte, ich gewiß ein viertel Jahr eher von einer so beschwerlichen Krankheit würde hergestellt worden seyn. — Ich möchte mich jetzo bey gesunden Tagen gar zu gerne hypochondrisch stellen, nur damit Sie mich immer mehrere von ihren lustigen Geschichten wissen liessen, denn Sie können sie gar zu schön erzählen. — Ich bin recht sehr hypochondrisch. —

Doch, aufs Ernsthafte zu kommen. — Ich denke, es wird Ihnen nicht unangenehm seyn, wenn ich Ihnen einige Arten des Erwerbes beschreibe, welche ich auf meinen ländlichen Reisen hier und da bemerkt habe. Sie wissen, daß ich sehr gerne reise, und daß mein Geschmack darin sonderbar ist, daß ich zuweilen lieber in einem

reinlichen Bauernwirthshaus übernachte, als in dem Hôtel de B. zu D**. Man genießt hier einer gewissen ländlichen Einfalt, und wenn die Bauern nicht ganz ungeschliffen sind, so mag ich einige Stunden recht gerne unter ihnen seyn, zumal da es auch der Beruf eines Cameralisten mit sich bringt, mit den Bauern, mit den Manufakturiers, und überhaupt mit allen den Leuten umzugehen, welche dasjenige unmittelbar betreiben, was der Cameraliste im Ganzen dirigiren und verbessern soll. —

Sie können sich leicht vorstellen, daß ich mir allemal hauptsächlich die Bekanntschaft der Schulmeister zu verschaffen suchte, und ich muß überhaupt sagen, daß ich die meisten von den Erwerbarten, welche ich Ihnen beschreiben will, bey den Schulmeistern angetroffen habe. Diese Leute sind ohnedem allemal die Philosophen ihres Dorfs, man kann recht gut mit ihnen auskommen, wenn man sie zu behandeln weiß, und es hat mir öfters ein solcher Mann dafür, daß ich ihm die Ehre anthat, ihn zu mir in das Wirthshaus kommen zu lassen, die ganze politische und Finanzverfassung seines Dorfs verrathen. —

Die Schulmeister machen auch gerne politische Reflexionen. Wenn dieselbe blos ihr Dorf angehen, so läßt man sie gelten: weil sich aber diese Leute auch gerne versteigen, und wohl gar von Landesverbesserungen reden; so muß man sie sorgfältig von diesen Höhen abführen. —

In dem Dörfchen Querlequitsch wollte mir ein 65jähriger Schulmeister durchaus seine Gründe für die Monarchische Regierungen aufdringen, er redete von Landständen und Landtägen. — Stellen Sie sich vor, wie mir dabey zu Muthe ward. — Ohnerachtet ich sonst eine gute Gabe habe, dergleichen Leute wieder in ihren Cirkel zu bringen, so war doch dieser Staatiste so hartnäckigt, daß er sich auf keine Art abweisen ließ. Ich habe von 9. bis 11. Uhr mit ihm zu thun gehabt, und wenn ich meynte, ich hätte ihn auf die Angelegenheiten seines Dorfs zurück gebracht, so that er wieder einen Ausfall, und redete von Landesverbesserungen. — Selbigmal hätte ich beynahe ein Gelübde gethan, mich nie wieder mit Schulmeistern abzugeben. —

Aber in Tr. im Erzgebirge lernte ich einen Schulmeister kennen, der war ein ganz anderer

Mann;

Mann; er trieb den Seidenbau, und verschafte sich dadurch bey seinem mageren Schuldienste ein gemächliches Auskommen. Man hat mir gesagt, daß er gar Capitalien gesammlet hätte. — Er hatte der Gemeinde gute Worte gegeben, und sie hatte ihm einen ohnedem unbenutzten Gemeindeplatz im Dorfe eingeräumt. Hier stunden seine Maulbeerbäume, welche er alle selbst gepflanzt hatte. Ich will aber doch dieses Baumpflanzen, und alle übrige Bemühungen des Schulmeisters und seiner Familie, in Rechnung bringen, und überhaupt einen genauen Ueberschlag dieses kleinen Seidenbaues machen.

Ausgabe.

	Rthlr.	Gr.
Für 60. Stück Maulbeerbäume, das Stück à 3. Gr.	7:	12
3. Loth Seidenwürmereyer	1:	—
Die nöthigen Gerüste, Horden, Stellagen, Papier, und andere dergleichen Erfodernisse	6:	—
Holz zum Einheitzen	—:	12
Für die Bemühung, die Blätter zu pflücken,	2:	—
	17:	—

	Rthlr.	Gr.
Transport der Ausgabe:	17:	—
Für die Wartung der Würmer 6. Wochen lang	3:	—
Die Spinnhütten zu machen	—:	12
Die Cocons abzunehmen und die Flockseide abzusondern	1:	—
Jedes Loth Eyer gibt wenigstens 12000. Seidenwürmer, und man erhält von diesen 5. ℔. Seide, folglich von 3. Loth 15. ℔. Diese 15. ℔. zu haspeln	4:	—
Summa Ausgabe:	25:	12

Einnahme.

	Rthlr.	Gr.
15. ℔. Seide betragen in einem sehr billigen Mittelpreise, das ℔. à 5. Rthlr.	75:	—
Die Ausgabe war:	25:	12
Folglich bleibt reiner Profit:	49:	12

Ein artiger Nebenverdienst für einen Schulmeister. — Der Preis der Seide ist gewiß nicht zu hoch angesetzt, und wenn man es genau nimmt, so hätten wenig oder gar keine Ausgaben sollen ange-

angerechnet werden, denn diese bestehen in der Arbeit des Schulmeisters und seiner Kinder, die sonst gar nichts würden verdient haben, wenn sie nicht durch diese für sie schickliche und ihrem Alter und Kräften angemessene Arbeiten Gelegenheit dazu bekommen hätten. Zieht man also dieses ab, so erwirbt der Schulmeister jährlich 75. Rthlr., ohne einmal die Flockseide zu rechnen, welche doch auch, wenn man sie nur roh berechnet, jährlich 10. bis 12. Thlr. beträgt.

Ich habe nach der Hand gehört, daß der Schulmeister gestorben sey, und es hätte sich nicht ohne Grund muthmasen lassen, daß das ganze Gewerbe desselben nach seinem Tode würde unterbrochen werden; allein, es sey, daß der Fleis der Nachgelassenen, oder die Noth, die Ursache waren; kurz, die Schulmeisterin trieb den Seidenbau nicht nur in eben dem Verhältnis fort, wie solches vorhin geschehen war, sondern sie nützte auch die Flockseide so gut, daß sie die Anzahl ihrer Seidenwürmer ungleich hätte vermehren müssen, wenn sie aus der eigentlichen Seide, im rohen Zustande, eben so viel hätte lösen wollen. Sie verfertigte Floretbänder. Sie und ihre Kinder kartätscheten und spannen die Seide selbsten, und sie konn-

konnten wenigstens auf 6. ℔. dergleichen Seide sichere Rechnung machen. Aus einem Loth lassen sich 12. Ehlen Band verfertigen, 6. ℔. geben dahero 2304. Ehlen. Die Familie brachte diese Menge Band unter der Hand zu Stande, und da sie jede Ehle wenigstens für 6. Pfennige verkaufen konnte; so machten die 2304. Ehlen zusammen ; ; ; ; 48. Rthlr.

Der Gewinnst von dem Seidenbau überhaupt betrug ; ; ; 75. Rthlr.

Folglich erwarb die Witwe mit ihren Kindern jährlich ; ; ; 123. Rthlr.

Wenn man auch zu Zeiten Mißjahre annimmt, so hat die Witwe, dem ohnerachtet, ein Jahr in das andere gerechnet, ganz gemächlich leben können.

An Orten, wo die Religion so geläutert ist, daß man fast gar keine Ueberbleibsel aus dem finstren Pabstthum findet, — dürften vornehmlich die Landgeistlichen eben sowohl Ursache haben, den Seidenbau zu betreiben, als der Erzgebirgische Schulmeister. —

Wie gefällt Ihnen diese Wirthschaft, mein Herr? Ich denke immer, Sie werden den Schulmeister und seine Anstalten loben, und die Schulmeisterin muß auch gewiß für eine fleisige Frau erklärt werden. — Lassen Sie sich noch eine andere Schulmeistersmanufaktur erzählen, die auch nicht zu tadeln ist.

Auf der Thüringischen Gränze, in Niederhessen, habe ich einen Schulmeister angetroffen, der sein Auskommen durch mancherley Arbeiten, welche er aus Pferdehaaren verfertigte, zu verbessern suchte. Er machte Zöpfe, Haarbeutel, Armbänder, Halsbinden, und dergleichen Sachen. Zween emsige Knaben, und eine bedächtliche Mutter, waren seine Gehülfen, der alte Schulmeister aber blieb allerdings der Manufakturaufseher, und er war auch der beste Arbeiter. Ich will jetzo nur von den Halsbinden zeigen, was dabey verdient wurde.

	fl.	Alb.
Es kamen jährlich wenigstens 100. Frauenzimmerhalsbinden zu Stande, wozu er ohngefähr für 1. fl. 15. Alb. Pferdehaare gebrauchte ; ;	1:	15
Ich will ihm für die Unterhaltung seines Werkzeuges eben so viel rechnen	1:	15
	3:	—

 Ferner

	fl.	Alb.
Transport der Ausgaben:	3:	—
Ferner wurden jährlich 300. Stück dergleichen Halsbinden für Mannspersonen fertig, wozu ich ihm die Haare zu 3. fl. anrechnen will,	3:	—
Summe der Ausgaben:	6:	—
Dagegen war einzunehmen: Für 100. St. Frauenzimmerhalsbinden von verschiedener Gattung, eins ins andere gerechnet, das Stück zu 10. kr. beträgt zusammen	16:	20
Für 300. Stück dergleichen Halsbinden für Mannspersonen, das Stück à 8. kr., zusammen	40:	—
Summa der Einnahme:	56:	20
Die Ausgabe betrug:	6:	—
Folglich blieb reiner Verdienst:	50:	20

Ich habe hier dem Schulmeister keinen allzugrosen Debit gerechnet, denn die ersten 100. Halsbinden liessen sich jährlich unter den Dorfmiken gar leichte consumiren, und die Mannshalsbinden vertrieb er mit eben so weniger Mühe bey der Soldateske. Die ganze Gegend war ihm mit Pferdehaaren steuerbar, und er bekam eine grose Menge dersel-

derselben umsonst. Wollte man ihm auch mehrere Ausgaben anrechnen, als ich angeschlagen habe, so würde sich doch noch immer ein beträchtlicher Verdienst für einen Mann von seinen Umständen ergeben. Ich habe überdas auch blos von Halsbinden gesprochen. Der Schulmeister machte noch 100. andere Dinge, welche mehrentheils zum Putz des Frauenzimmers gehörten, und öfters ziemlich theuer verkauft wurden. Einige Galanteriehändler nahmen ihm dergleichen Waaren zuweilen parthienweise ab, und vertrieben sie alsdann einzeln. Kurz, — der Schulmeister befand sich so wohl bey seiner Fabrike, daß er den bey reichen Bauern und wohlhabenden Schulmeistern gewöhnlichen Entschluß faßte, seinen ältesten Sohn studiren zu lassen. Der Junge setzte sich schon bey seinen Pferdehaaren über Vorurtheile hinaus, und ich traue ihm dahero zu, daß er mit der Zeit ein ganz vernünftiger Dorfpfarrer werden wird. Seine beyden Brüder müssen indessen Halsbinden verfertigen, und dadurch zu seiner Unterhaltung beytragen. —

Noch einen Schulmeister, Liebster Freund! und dann so bald keinen wieder. Ich habe ihn im Thüringer Walde angetroffen, und ich erzähle

zähle noch einmal so gern von ihm, weil es mir in seinem Dörfchen so gut gefallen hat. Wenn ich könnte, wie ich wollte, so würde ich wenigstens alle Jahre den Herbst und den Frühling bey ihm zubringen. Sie müssen sich eine Gegend vorstellen, deren die Natur nur wenige aufzuweisen hat, wenn Sie sich M*** und seine Reize denken wollen, und Sie müssen sich meinen Charakter recht lebhaft vorstellen, wenn Sie wissen wollen, wie es mir daselbst gefallen hat. Das Dorf liegt in einem rund herum mit hohen Bergen umgebenen Thale. Die Berge sind theils mit einem immer grünen Nadelgehölze bedeckt, theils zeigen sie auch jähe drohende Felsen, und kahle Wipfel, die gewiß schon bey der ersten Schöpfung vorhanden waren. Von diesen Bergen sieht man das Dorf tief unter sich liegen. Es zeigt selbst von ferne eine niedliche Sauberkeit, denn alle Häuser sind neu, und das Uebereinstimmende der ungekünstelten Bauart kann dem Auge nicht anders als angenehm seyn. Alles, selbst die Dächer, sind von Holz; ein Beweis, daß dieses Produkt daselbst im Ueberfluß zu haben ist. Das Thal hat fette Wiesen, und die Berge tragen balsamische Kräuter, dahero ist die Viehzucht daselbst einträglich, und ihre Produkte sind vortreflich. Stellen

Sie

Sie sich die entzückende Aussichten vor, welche man hat, wenn man aus dem Thale nach den Bergen sieht. — Grose, abhängige Strecken, die dichte mit Tannen und Fichten bedeckt sind, und nur hier und da leere Plätze übrig lassen, wo man zerstreuete Schaafe von ferne ruhig weiden sieht. — Rauschende Wasserfälle, die sich von entsetzlichen Höhen herabstürzen, und sich in einen breiten Bach vereinigen, der das Thal sanft durchströmt. Erhabene Wipfel, die die Sonne am Abend mit ihren letzten Purpurstrahlen erleuchtet. Nahe Wälder, deren heiliges Dunkel von diesen zurückgeworfenen Strahlen gleichsam verstohlener Weise erhellet wird. — Kurz — Freund! stellen Sie sich eine Gegend vor, die sowohl einem stillen Vergnügen, als auch derjenigen Art von Melancholie, hinlängliche Nahrung gibt, welche eine der angenehmsten und ständigsten Leidenschaften unserer Seele ausmacht. —

Die Einwohner sind nach ihrer Art gesittet und höflich, und der Schulmeister mußte es also um so mehr seyn. Sie sind alle entweder Schlosser, oder Bötticher. Die schöne und zuweilen sehr künstliche Schlosserarbeiten verschaffen, nebst der grosen Menge von allerhand Bütten und Gefäsen,

welche

welche weit und breit verführt werden, dem Dorfe Nahrung und Reichthum, und ich muß überhaupt anmerken, daß die Einwohner desselben durchaus zu allerhand Künsteleyen aufgelegt sind. Die Bewohner der Thäler und Gebirge pflegen immer raffinirter zu seyn, als die trägen Ackerleute der fruchtbaren Ebnen. Wenn sie nur in etwas unterstützt, oder wenigstens nicht vorsätzlich unterdrückt werden, so bringen sie es in ein und anderen Manufakturen bis zu einer gewissen Vollkommenheit; denn, wenn der Feldbau keine hinlängliche Nahrung verschaft, so werden vernünftige Menschen auf eine andere Art des Erwerbes denken. Ich kenne eine gewisse gebirgigte Gegend, wo die Einwohner schon längstens die Hofnung aufgegeben haben, zu einem gewissen Wohlstand zu gelangen, doch stricken beydes jung und alt, Mann und Frau, auf Wegen und Strasen, und zu allen Zeiten, wollene Strümpfe, welche, ob sie gleich grob sind, doch schon einen gewissen Nahmen haben, und einen guten Absatz finden. Jetzo schützen sich diese arme Leute dadurch nur wider den Hunger, aber was sollten sie leisten, wenn sie in ihrem Fleise nur einigermasen unterstützt und aufgemuntert würden? —

Doch auf meinen Schulmeister zu kommen. — Er verfertigte allerhand Stöcke, überzog sie mit Lack und Firnis, er illuminirte Bilder und Landkarten, auch machte er einen guten Profit an musikalischen Instrumenten, welche er alt aufkaufte, ausbesserte, mit neuem Lack überzog, und alsdann wieder für neu, ja öfters noch theurer, als wenn sie neu gewesen wären, verkaufte.

Was die Stöcke betrift, so konnte man ihm rechnen, daß er jährlich wenigstens 150. derselben zu Stande brachte und absetzte.

	Rthlr.	Gr.
Zu einem Stocke kam ihn das Holz, der Lack, und das Metall zu dem Beschlag, etwa auf 2. Gr. zu stehen, folglich kosteten ihn die 150. Stöcke	12:	12
Er verkaufte aber das Stück zu 6. Gr. und löste also aus 150. Stöcken =	37:	12
Dahero blieb ihm reiner Verdienst =	25:	—

Ich habe nur das Gewöhnliche genommen, denn der Schulmeister machte auch Stöcke, die er für 12. bis 16. Gr. verkaufte. Einen Stock, samt dem Beschlag, für 6. Gr. verkaufen, ist gewiß das

Gering=

Geringste, was man annehmen kann. Die Auslagen betrugen zuverlässig nicht mehr, als ich gerechnet habe, folglich wird der ganze Ueberschlag richtig seyn.

Von dem Landkarten illuminiren kann man nicht wohl eine genaue Berechnung liefern. Bekannt ist es, daß die Auslagen sehr geringe sind. Die Kupferstiche ließ der Schulmeister in Menge bringen, und er verkaufte sie auch wieder im Ganzen nach Leipzig, wenn er vorhero seine Arbeit daran gethan hatte. Für einige Groschen kann man die Farben zu Illuminirung von 100. Stück Landkarten bekommen. Diese werden in Augspurg mit 18. Gr. bezahlt; man kann dahero ohngefähr rechnen, was dabey zu verdienen ist. **Ueberhaupt hat mir der Schulmeister gesagt, daß er mit seiner Mahlerey (wenn sie anders diesen Nahmen verdient) jährlich 20. Thlr. erwerbe.**

Zuletzt muß ich noch etwas von dem Verkehr mit musikalischen Instrumenten sagen. Mein Schulmeister hatte weit und breit seine Unterhändler, welche alle alte, kleine und grose Geigen aufkauften, und ihm zubrachten. Es wurden darun-

darunter auch die verbrochenen angenommen. Der Schulmeister bekam dergleichen alte Schellen für weniges Geld, und verkaufte sie öfters sehr theuer, wenn er sie vorhero in brauchbaren Stand gesetzt, und ihnen einiges Ansehen gegeben hatte. Es läßt sich nicht so genau bestimmen, wie viel eigentlich bey diesem Handel gewonnen worden sey; es kommt dabey alles auf den Liebhaber, auf den Kenner, und auf die Umstände des Beutels an. Der Schulmeister verstunde den Handel gewiß, und ich weiß, daß er öfters für eine Geige, die ihn 8. bis 12. Gr. gekostet hatte, 4. bis 6. Thlr. bekommen hat. Einem Holländischen Officier hängte er in meiner Gegenwart eine alte Fidel für 6. Dukaten auf, und gestund mir nachhero, daß er 10. Gr. dafür gegeben hätte. Die Geige hatte aber wirklich einen schönen Klang, und der Schulmeister hatte ihrem Titelblatte einen berühmten Nahmen vorgesetzt. Darin bestund sein Hauptkunstgrif, und wie Sie wohl wissen, so gelten alle Vortheile. — Mit Clavieren ging es eben so, und mit allen diesen Händeln verdiente der Schulmeister etwas Beträchtliches. Man kann rechnen, daß ihm sein Verkehr mit musikalischen Instrumenten wenigstens 40. bis 50. Thlr. jährlich eingetragen habe.

	Rthlr.	Gr.
Der Verdienst bey den Stöcken betrug also jährlich : : :	25 :	—
Das Landkarten- und Bilderilluminiren	20 :	—
Der Verkehr mit musikalischen Instrumenten : : : :	40 :	—
Summa :	85 :	—

Dieses ist reiner Verdienst, denn die Auslagen sind schon alle abgezogen. Das Illuminiren der Bilder und Landkarten verrichtete die Frau mit den kleineren Kindern, seine beyden Söhne besorgten das Stockcommerz, und der Schulmeister selbst hatte allein mit den musikalischen Instrumenten zu schaffen. Die ganze Familie war also fleisig, jedes hatte eine schickliche Beschäftigung, und die Summe ihres Verdienstes war beträchtlich genug, um einen Schulmeister im Thüringer Walde nach seiner Art zu einem wohlhabenden Manne zu machen. —

Aber, mein Herr! ich habe Ihnen vielleicht allzulange von Schulmeistern vorgeplaudert? Wenn ich nach mir urtheilen soll, so könnte ich noch länger von solchen Leuten reden, denn es ist mir allemal ein wahres Vergnügen, wenn ich sehe, wie

sich

sich eine ganze Familie zu nähren sucht, wie sie fleisig ist, und allerhand nützliche und artige Sachen verfertiget. Die Geschichte eines solchen Schulmeisters ist in meinen Augen wichtiger, als die Lebensbeschreibung eines Pedanten, der die Welt mit einigen unnützen Bänden belästiget hat. — Es gibt der kleinen Arten des Erwerbes noch sehr viele, welche manchem armen Manne, der jetzt mit seiner Familie müssig sitzt, sehr zu Statten kommen könnten. Es liegt aber mehrentheils daran, daß die Leute nicht wissen, was, und wie sie es anfangen sollen. Wenn man dergleichen Nahrungsarten bekannter machte, und die Leute überführte, daß es wenige Mühe kostet, die dabey vorkommende Arbeiten zu begreifen, und daß man einen geringen Verlag braucht, um sie anzufangen; so glaube ich, es würde manche Familie aufhören, Hunger zu leiden, und man würde da beschäftigte Junge und Alte finden, wo man jetzo eine nothleidende müssige Familie in schmutzigen Wänden erblickt. –

Ich denke, ich erzähle Ihnen noch einige Erwerbearten, — aber ich will es ganz kurz thun. Ich will sie nur nennen: wenn ich Ihnen wieder schreibe, so will ich Ihnen auch die nöthigen Berechnungen dabey schicken. Es gehöret hierher

I. Die Verfertigung verschiedener Sorten von Darmsäiten.

In hiesigen Gegenden ist diese Manufaktur fast gar nicht anzutreffen, und man liebt doch hier die Musik so sehr, als an andern Orten. Das wäre auch eine Sache für die Schulmeister. Das Material ist nicht schwer zu haben, und die Arbeit gehört auch nicht unter die Hexereyen. —

II. Das Leinwanddrucken.

Es ist auch keine grose Kunst, aber es ist dennoch einträglich. Wenn die Formen einmal angeschaft sind, so kann man nachmals lange Zeit ohne Auslage arbeiten, denn die Farben kocht man auch, wenn man einmal dran ist, in solcher Menge, daß man auf einige Jahre genug hat. Aber man muß sie selbst kochen, wenn ein guter Gewinn bey der Sache herauskommen soll. Vorzüglich ist diese Manufaktur auf dem Lande einträglich.

III. Die Verfertigung papierner Tabatieren, und anderer Galanteriesachen, als Etuis, und dergleichen.

Diese Beschäftigung ist mehr ein Zeitvertreib, als eine eigentliche Arbeit. Man braucht dazu Papier, Stärke, Essig, Holz, Bimstein, Firnis, Farben, u. s. f.

IV. Das Zwirnmachen.

Wenn es mir nachginge, so sollten die alte Weiber darüber eine Erbleihe bekommen. NB. Blind müssen sie noch nicht seyn, und dürfen auch noch nicht so gar unmäsig zittern. Auf den Verstand kommt es nicht so ausserordentlich an. — Aber im Ernste, es läßt sich etwas dabey verdienen, und den alten Weibern habe ich diese Beschäftigung hauptsächlich deswegen zugedacht, weil sie fein gedultig sind, und sich die Zeit nehmen.

V. Das Spitzenmachen.

Ich verstehe hier vornehmlich die Verfertigung der geringeren Sorten von Spitzen. Wenn das Zwirnmachen in Aufnehmen ist, so hat das Spitzenklöppeln schon sehr viel gewonnen. Die Auslagen sind hier ebenfalls nicht gros, und es können nichts desto weniger Junge und Alte, und selbst die Kinder, einen artigen Verdienst dabey machen. —

VI. Die Verfertigung wollener und leinener Schnüre und Bänder.

Wenn diese Manufaktur einmal im Gange ist, so ist etwas Nahmhaftes dabey zu verdienen. Der Stuhl, worauf dergleichen Arbeiten verferti-

get werden, ist nicht allzukostbar, und es verdirbt sich nicht so leicht etwas daran. Die Auslage für wollen- und leinenes Garn kommt nicht in Betrachtung. Die Arbeit selbst geht gut von der Hand, ein Geübter kann, neben seiner Hauptbeschäftigung, 5. 10. 15. 20. Ehlen den Tag verfertigen, je nachdem das Band mehr oder weniger modelirt ist. Auf das Modeliren kommt, wie bey andern Manufakturen, sehr vieles an. Die Mode übt auch in diesen Kleinigkeiten ihre Herrschaft aus. Wenn man viele Veränderungen in der Façon, in der Farbe, und der übrigen Beschaffenheit vorzunehmen weiß, so fehlt es nie am Absatze.

Sind Sie meiner Fabriken bald müde? Lassen Sie mich nur noch eine nennen.

VII. Das Zwirn- und Bandfärben.

Dieses kann füglich mit dem Zwirn- und Bandmachen verbunden werden. Man kann die Kunst leicht aus den im Druck befindlichen Anweisungen erlernen. Je mehr man darauf bedacht ist, die erfoderliche Farben aus den inländischen Vegetabilien zu bereiten, desto gröser ist der Vortheil, den man bey dieser Manufaktur hat. —

Nun,

Nun, Bester Freund! will ich Ihnen nichts mehr zumuthen. Nehmen Sie diesen Brief so auf, wie ich es wünsche. Wenn ich Ihnen nun von Monaden geschrieben hätte, wie der vertrocknete Magister aus W***. — Meinen Brief können Sie doch noch nach Tische lesen, aber so eine Metaphysikalische Brühe, wie des Magisters seine, muß ja auch bey dem gesundesten Menschen die Verdauung hemmen. —

Sie werden bemerkt haben, daß ich keine Erwerbearten vorgeschlagen habe, welche die Gränzen der eigentlichen Professionen und Handwerker beunruhigen könnten. Es sind lauter Handthierungen, welche man unzünftig treiben kann. So müssen sie seyn, wenn sie in der Absicht Nutzen stiften sollen, welche ich angegeben habe. Wenn ich Ihnen wieder schreibe, so will ich Ihnen von denjenigen Erwerbearten die Ueberschläge schicken, welchen sie jetzo noch fehlen, und vielleicht vermehre ich auch das Verzeichnis selbsten. —

Leben Sie wohl!

Was macht denn Ihre Amalie? — Das wird eine gute Comödie werden. — Ich sollte

das Nachspiel machen? — Behüte mich der Himmel! — Wie können Sie das von einem sparsamen Cameralisten verlangen? Und wollen Sie mich als Jurist betrachten, so weiß ich nicht, ob jetzo die Zeit ist, worin die Juristen schön schreiben. — Sollte sie wohl noch kommen, oder sollte sie vorbey seyn? — Kurz, von mir kriegen Sie kein Nachspiel. Aber Ihre Comödie wird doch aufgeführt? Dann wünschte ich, bey Ihnen zu seyn, ich gäbe einen Thaler, und ging in die Loge vom ersten Range, neben der Madame mit der grosen Brille. — — — Wie sieht doch das Ding so lustig aus, wenn sie mit diesem kostbaren Instrumente nach dem Theater sieht. — Legen Sie mich Ihr zu Füsen, ohne daß ich dabey bin. — Sie aber, Liebster Freund, leben Sie wohl! und schreiben Sie mir bald — bald schreiben Sie mir wieder. —

Ich bin

Ihr

D. den 16ten Aug. 1769.

aufrichtiger

G. C. St.

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Stockhausen, Georg Konrad

Georg Conrad Stockhausens der Weltweisheit und beyder Rechte Doctors Beytraege zur Rechtsgelahrtheit Oekonomie Polizey und Cammerwissenschaft wie auch zur Naturgeschichte besonders von Hessen
Bd.: 1,2.

Frankfurt am Mayn 1770

Bamberg, Staatsbibliothek -- Bip.Misc.o.3#2
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11434554-1
VD18 80250734-001